ZENTRALBLATT FÜR PSYCHOTHERAPIE

UND IHRE GRENZGEBIETE EINSCHLIESSLICH DER MEDIZINISCHEN PSYCHOLOGIE UND PSYCHISCHEN HYGIENE

ORGAN DER ALLGEMEINEN ÄRZTLICHEN GESELLSCHAFT FÜR PSYCHOTHERAPIE

HERAUSGEGEBEN VON

E. KRETSCHMER
MARBURG

R. SOMMER
GIESSEN

SCHRIFTLEITUNG

R. ALLERS
WIEN

A. KRONFELD
BERLIN

I. H. SCHULTZ
BERLIN



BAND 3 AUGUST 1930 8. HEFT
(30)

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG

ZENTRALBLATT
FÜR PSYCHOTHERAPIE UND IHRE GRENZGEBIETE

Herausgegeben von Prof. Dr. E. Kretschmer, Direktor der Univ.-Nervenklinik Marburg und Prof. Dr. R. Sommer, Direktor der psychiatr. Univ.-Klinik Gießen, Am Steg 12 / Jährlich erscheinen 12 Hefte, monatlich ein Heft. Gesamtumfang 50 Bogen = 800 Seiten / Preis M. 36.— (ausschließlich Porto) / Das Honorar für Originalarbeiten beträgt M. 100.— für den 16seitigen Druckbogen. Außerdem erhalten die Herren Mitarbeiter von ihren Originalbeiträgen 50 Sonderdrucke kostenlos geliefert. Ein Mehrbedarf muß bei Rücksendung der Fahnenkorrektur angegeben werden.

ANSCHRIFTEN DER SCHRIFTLEITUNG:

FÜR DEN ORIGINALIENTEIL: Dr. med. et phil. **Arthur Kronfeld,** Berlin W 10, Hohenzollernstraße 3 und Professor Dr. **I. H. Schultz,** Berlin W 62, Ahornstraße 4.
FÜR DEN REFERATENTEIL: Privatdozent Dr. med. **R. Allers,** Wien IX, Schwarzspanierstraße 17.

INHALT DIESES HEFTES:

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES:

Prof. Dr. **E. Fröschels,** Wien IX, Ferstelgasse 6 — Dr. **H. Schultz-Hencke,** Berlin W 30, Viktoria-Luise-Platz 12 — Dr. **Felix Frisch,** Wien I, Rotenturmstraße 7 — Priv.-Doz. Dr. **R. Allers,** Wien IX, Schwarzspanierstraße 17

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG



I. AKTUELLES

Der VI. Internationale Kongreß für Individualpsychologie findet in den Räumen des Rathauses Schöneberg, Rudolf-Wilde-Platz, vom 25. bis 28. September 1930 statt.

Das Programm lautet bisher:

Donnerstag, den 25. September: 11 Uhr vormittags: Alfred Adler, öffentlicher Vortrag in englischer Sprache: „The meaning of life." 8 Uhr abends: Alfred Adler, öffentlicher Vortrag: „Der Sinn des Lebens." Anschließend zwanglose Zusammenkunft und Begrüßung im Rathaus Schöneberg.

Karten zu den öffentlichen Vorträgen Alfred Adlers sind unabhängig von der Teilnahme am Kongreß im Kongreßbureau, W 15, Knesebeckstr. 43/44 und in sämtlichen Bureaus der Hapag erhältlich.

Freitag, den 26. September: „Individualpsychologie und Medizin". 9 Uhr vormittags: Begrüßung. Alfred Adler, Wien: Über Zwangsneurose. Referatthema: „Neurosenwahl" (Gestaltungsfaktoren neurotischer Symptome). Referat: Allgemeiner Teil: Kronfeld und Neuer, Berlin. Referat: Spezieller Teil: Wexberg, Wien. Vorträge zum Referatthema. Seif, München. „Zur Problematik der Psycho- und Somatotherapie der Neurosen." Weinmann, München. „Zur Psychogenese und Psychotherapie endokriner Störungen." William Dey, New York. „Interne Medizin und Individualpsychologie." Margaret Friess, New York. „Individualpsychologie und Kinderheilkunde." Knopf, New-York. „Individualpsychologie und Gynäkologie." Alexander Müller, Berlin. „Über Frigidität." Dreikurs, Wien. „Über Potenzstörungen." Credner, München. „Einige Fälle von Phobie." Crookshank, London. „Das Neurosenproblem." Stephan von Maday, Budapest. Thema vorbehalten. Gottfried Kühnel, Marburg a. d. Lahn. Thema vorbehalten. Arthur Holub, Wien. „Angina pectoris." Klatt, Detmold. Über Rausch. Generaldiskussion. 8 Uhr abends: Gemeinsames Festessen, anschließend zwangloses Beisammensein.

Sonnabend, den 27. September: „Individualpsychologie und Schule." 9 Uhr vormittags: Film- und Projektionsvorführungen im Auditorium IV, Dorotheen-

straße 6 (Universität). Kurt Lewin, Berlin, Film über Entwicklung der kindlichen Handlung. Alice Friedmann, Wien, zeigt einen pädagogischen Film und wird über Behandlung von Schulschwierigkeiten sprechen. Perger-Falk, Kapellensee, zeigt eine tabellarische Darstellung des somato-psychischen Krankheitsverlaufes von etwa 200 Fällen und spricht über: „Individualpsychologie als Grundlage sozialer Diagnostik und Therapie". Ruth Künkel, Berlin, Schlußreferat. Am Vormittag ferner: Besichtigungen und Führungen. Näheres beim Kongreß. 2.30 Uhr nachmittags: Mittag, Berlin, „Die Grundlagen der Individualpsychologie in der Didaktik." Birnbaum, Wien. „Praktische Auswirkungen der Individualpsychologie in der Schule." Valentiner, Bremen. Thema vorbehalten. Picker, München. „Individualpsychologie in der höheren Schule." Simon, München. Thema vorbehalten. Seelmann, München. „Über einen Fall von Schwachsinn in der Normalschulklasse." Spiel, Wien. „Pädagogische Beratungsstunde in der Schule." Harten, Hamburg. Thema vorbehalten. Bellot, Berlin. „Individualpsychologie im Sport." Edith Cohn, Berlin. „Individualpsychologische Schulpflege." Generaldiskussion.

Sonntag, den 28. September: „Individualpsychologie und Sozialpsychologie. 9 Uhr vormittags: Alice Rühle, Dresden. „Die soziologischen Grundlagen der Individualpsychologie" (Referat). Folkert Wilken, Freiburg. „Die Grundlagen der Sozialpsychologie" (Korreferat). Manes Sperber. Sozialpsychologie und ihre Anwendungsmöglichkeiten" (Referat). Fritz Künkel, Berlin. „Individualpsychologie als Methode der Sozialtherapie" (Korreferat). Otto Müller-Main, Berlin. „Das soziale Moment im Erziehungsakt" (Vortrag). 3 Uhr nachmittags: Oliver Brachfeld, Paris. „Individulpsychologie und positivistische Soziologie." Johannes Neumann, Gießen. „Wesen und Wert des Gemeinschaftsgefühls." Kleist, Celle. „Erfahrungen der Individualpsychologie im Strafvollzug." Schlesinger, Wien. „Kriminalität als Protest." Gustl Simon, München. „Aus der Praxis der Gefährdetenfürsorge." Bruno Krause, Dresden. „Individualpsychologische Arbeit in der städtischen Ehe- und Sexualberatung." Generaldiskussion.

Weitere Bekanntmachungen über die gesellschaftlichen Veranstaltungen werden zu Beginn des Kongresses bekannt gegeben. Die Sitzungen am 26. und 28. September finden statt: von 9–13 und von 15–18 Uhr. Die Sitzung am 27. September: von 10–12 und von 14½–19 Uhr. Auskünfte erteilen die Ortsgruppen, das Kongreßbureau W 15, Knesebeckstr. 43/44 und sämtliche Bureaus der Hapag. Es ist geplant, falls sich genügend Interessenten finden, durch unser Mitglied Dr. Freund, Dresden, eine Führung durch die Hygiene-Ausstellung in Dresden zu veranstalten. Anmeldungen werden möglichst schon zu Beginn des Kongresses erbeten.

Der Internationale Verein für Individualpsychologie, Sektion Dresden, veranstaltet in Verbindung mit der Hygiene-Akademie-Dresden einen 6tägigen Einführungskursus in die seelische Hygiene unter besonderer Berücksichtigung der Heilpädagogik und der analytischen Psychologie in der Zeit vom 29. September bis 4. Oktober 1930.

Beginn: 29. September, vormittags 9 Uhr.

Der Lehrgang wird im Hygiene-Museum abgehalten. Führungen durch die Hygiene-Ausstellung und eingehende Studienbesichtigungen der fachlichen Abteilungen „Gesundes Seelenleben, Psychopathenfürsorge usw." finden täglich statt.

Kursgebühr einschließlich Hygiene-Ausstellung und Führungen RM. 25.– bzw. nach Vereinbarung. Anfragen an Dr. H. Freund, Dresden-A., Waisenhausstr. 24. Tel.: 27465.

II. ORIGINALIEN

EMIL FRÖSCHELS:

PSYCHOTHERAPIE OHNE PSYCHOANALYSE[1])

Je öfter ich gegen die Psychoanalyse Stellung nehme, um so weniger Zuhörer stellen sich, wie ich weiß, auf meine Seite. Denn die Psychoanalyse greift immer weiter um sich und die Zahl der Kritikübenden nimmt dementsprechend ab. In diesem Umstand aber sehe ich keinerlei Veranlassung, den Standpunkt der kritisierenden Philosophie zu verraten. Über die Frage, ob es unbewußtes psychisches Vorstellen im Menschen gebe, kann nur die Philosophie entscheiden. Diese These halte ich auch gegen Prinzhorn aufrecht, der eine rationale Beantwortung jener Frage für unmöglich erklärt. Nun auf die Gefahr hin, den schärfsten Widerspruch zu finden, folge ich den Erwägungen meines Verstandes. Was heißt Bewußtsein? Bewußtsein ist ein Hauptwort, das alles, was bewußt ist, meint. Und bewußt wieder heißt gewußt. Es ist nun zu untersuchen, ob etwas Nicht-gewußtes überhaupt denkbar sei. Darauf wird man vor allem antworten, es gäbe genug Dinge, die wir nicht kennen, von denen wir also nichts wissen. Aber dies ist nur ein laxer Sprachgebrauch. Denn wir wissen von ihnen, daß es Dinge sind, d. h. daß sie bedingt sind, mit anderen Worten, daß sie den Gesetzen des Dinghaften unterliegen. Wir wissen also in der Tat von ihnen nur wenig, aber

[1]) Vortrag im Verein für medizin. Psychologie in Wien. Nov. 1929.

keineswegs nichts. Und wenn wir nun ohne Überhebung untersuchen, was wir denn von den gut bekannten Dingen wissen, so müssen wir zugestehen, daß auch hier manche Eigenschaft noch unbekannt ist und wir müssen ferner bekennen, daß sich innerhalb unseres Weltbildes sehr viele Dinge befinden, die wir zu kennen glauben, aber nur sehr mangelhaft beschreiben könnten. Mit anderen Worten, zwischen dem, was wir sehr gut zu kennen glauben, und den Dingen, die wir nicht kennen, besteht keineswegs ein grundlegender, sondern nur ein gradweiser Unterschied. Und das letzte auf dieser Strecke hat so wenig den Wert Null wie sein Gegensatz (das Gutgewußte) den Wert Unendlich hat. Gerade aus dieser Schlußfolgerung könnte der Gegner ableiten, daß es genüge, wenn man dem Unbewußten die allgemeinen Gesetze psychischen Geschehens zubillige, um es in die Reihe des Denkbaren zu heben. Man vergesse aber nicht, daß unbewußt ungewußt heißt. Was aber bedeutet, daß über die Gesetze gar nichts bekannt ist, und wer nun nicht einsieht, daß etwas, worüber gar nichts bekannt ist, ein Unsinn ist, der möge ruhig den Psychoanalytikern folgen. Wenn man aber entgegengehalten würde, daß das Merkmal der absoluten Ungewußtheit für das Unbewußte nur einer Deutung meiner Person entspringe, das Unbewußte vielmehr soweit bekannt sei, daß man eben von ihm das Merkmal der allgemeinen psychischen Gesetzmäßigkeit behaupten könne, so ist noch daran zu erinnern, daß man dem Unbewußten die Rolle des Erzeugers des Bewußtseins zuschreibt. Das bedeutet aber, daß jenseits der Grenze des Gewußten, von dem wir zeigten, daß es in seinen verschiedenen Graden bis an die äußersten Grenzen des Vorstellbaren gehe, noch etwas gebe. Dieser Widerspruch aber ist meines Erachtens eine Sünde gegen den Geist. Wenn Bleuler in einem Streit mit Bumke sagt, etwas völlig Unbewußtes sei ebenso unmöglich wie ein völlig destilliertes Wasser, obwohl man doch von destilliertem Wasser spreche, so ist dagegen zu sagen, daß die Psychoanalyse angebliche unbewußte Vorstellungen zutage fördert, die vom Standpunkt des Bewußtseins so absurd sind, daß sie keineswegs für minimalbewußt (petites perceptions im Sinne Leibnitz') oder randbewußt (Dessoir) gelten dürfen. Und wenn man sich über die Ergebnisse der Psychoanalyse wundert (wenn etwa das beginnende Stottern als eine Erinnerung an den flatus interruptus gedeutet wird), so ist nicht das Ergebnis, sondern die Grundlage des Verfahrens das Sonderbare. Denn aus einem Nichts, eben dem Unbewußten, läßt sich alles zutage fördern. Zu sagen, daß nicht alles, was ich weiß, momentan bewußt ist, entspringt auch nur einer oberflächlichen Betrachtungsweise. Denn in jedem Urteil, das ich fälle, ist stets meine gesamte Persönlichkeit repräsentiert. Wenn ich vor einem Rembrandt stehe, so sehe und beurteile ich das Bild als den Inbegriff des optischen Eindruckes und alles

dessen, was ich je erlebt habe – alles strömt in das Bild ein und das Urteil heißt in diesem Augenblick eben: Das Bild ist schön, obwohl es sonst etwa heißen würde: „Ich bin so und so alt, habe das und das studiert, das und jenes gelitten usw.“ (Genaueres findet sich zu diesen Gedankengängen in meinem Buch „Wille und Vernunft, eine Philosophie des Bewußtseins“, II. Aufl. Wien, Leipzig 1923). Füge ich noch hinzu, daß auch die scheinbar biologische Auffassung, die Eduard von Hartmann seiner Philosophie des Unbewußten zugrunde legt, daß sich nämlich erst im Laufe der Entwicklung der Tierreihe das Bewußtsein ausgebildet habe und ebenso die metaphysische Auffassung Schopenhauers, daß sich der ursprünglich blind wütende Wille allmählich zu spiegeln beginne und daß diese Spiegelung Bewußtsein sei, philosophische Unmöglichkeiten darstellt, weil aus bloß Negativem niemals Positives werden kann, so habe ich hier einige der Bedenken gegen die Annahme unbewußter Vorstellungen vorgebracht.

Die rationale Wissenschaft hat meines Erachtens nur eine Möglichkeit der Ergründung, nämlich die Zerteilung von Ganzheiten. Deswegen mußte auch ich, die Ganzheit des Seins zerschneidend, die erhaltenen Schnittflächen, so gut ich es konnte, beschreiben. Sie waren die theoretische Vernunft einerseits, der Wille anderseits, und ich habe mich bemüht darzulegen, daß jedes dieser beiden Reiche seine eigene, von der des anderen grundverschiedene Eigenheit und Gesetzlichkeit aufweist. Trotzdem ist zuzugeben, daß ein Esperanto bestehen müsse, in dem diese beiden Reiche miteinander verkehren, da doch ihre wunderbare Synthese, die meines Erachtens den Begriff des Lebens bildet, augenfällig ist. Daß aber dieses Esperanto nur gefühlt, nicht aber in die Sprache der Wissenschaft übertragen werden kann, scheint mir über jeden Zweifel erhaben zu sein. Nur eine bilderreiche, dichterische Sprache kann diese Verhältnisse andeuten, nie aber wirklich beschreiben (Schopenhauer, Schelling, Bergson, Spengler u. a.). In meinen früheren Ausführungen habe ich nun das sogenannte Unbewußte vom Standpunkte der theoretischen Vernunft beleuchtet, und es könnte nun der Einwand erhoben werden, daß sich das Unbewußte gerade in den Schichten abspiele, in denen das Esperanto, wie ich die Vorgänge bildhaft nannte, herrsche. Zugegeben selbst, daß das Unbewußte wirklich jener Schichte seelischen Geschehens entspreche, die unterrational gelegen, gewissermaßen die Einheit von Wille und Vernunft sei, so ist doch mit allem Nachdruck zu betonen, daß eine solche Schichte immer nur Gegenstand intuitiven Fühlens, nie aber rationaler Beschreibung werden könne. Hieße doch der Versuch einer derartigen Beschreibung jener tiefen Schichte das Oberste zu unterst kehren, in unserem Falle, die in den höchsten Höhen schwebende Vernunft in die tiefsten Tiefen verlegen. Ein derartiges, meines Erachtens frucht-

loses Beginnen muß eben zu den Unerträglichkeiten führen, etwas, was nichts mit Liebe und Erotik zu tun hat, libido, etwas, was ebensowenig mit Erotik zu tun hat, einen Ödipuskomplex zu nennen und Ereignisse, die von einander weit getrennt ablaufen, durch sogenannte Übertragung miteinander zu vermengen.

Diese meine Betrachtungsweise ist auch meine Antwort an Prinzhorn. Was würde er von meinem Standpunkte aus demjenigen sagen, der jene Tiefen unbewußten Geschehens mit den Kleidungsstücken der Vernunft, nämlich den Worten, behängen würde?

In meiner Philosophie des Bewußten habe ich mich bemüht, darzulegen, daß die Kausalität, d. h. die Lehre, daß allem eine Ursache vorausgehe, kein Abkömmling der theoretischen Vernunft sein könne, weil diese nicht einzusehen vermag, daß etwas Vorausgehendes ein Nachfolgendes zu erzeugen imstande ist. Denn geht die sogenannte Ursache der Wirkung tatsächlich voraus, so müßte entweder zwischen beiden ein geschehnisloses Zeitteilchen liegen (eine Annahme, die Österreicher erwägt)[1]) oder aber sie müßten in dem Berührungspunkte gleichzeitig sein, wodurch aber das Gesetz, daß die Ursache mit der Wirkung nicht gleichzeitig ist, zu Falle kommt. Anderseits aber liegt meines Erachtens dem Begriff der Ursache der Begriff der Erzeugung zugrunde, denn die bloße Aufeinanderfolge von Geschehnissen bedeutet noch kein kausales Verhältnis (z. B. Untergehen der Sonne, Aufgehen des Mondes); in der Gleichzeitigkeit aber kann man einander nicht erzeugen, muß vielmehr bereits vorhanden sein. Die theoretische Vernunft kennt also eigentlich die Kausalität gar nicht, sie kann vielmehr nur zur Feststellung von Tatsachen gelangen, von denen die einen den anderen vorausgehen und andere wieder miteinander gleichzeitig sind, kann also das Erzeugungsmoment nicht erfassen, so daß sie nur von frei, d. h. ursachelos erstandenen Erscheinungen, Dingen usw. handeln kann. Das Ursachemoment scheint mir die Extroprojektion unseres Willensgefühles in die Welt zu sein, eine Auffassung, die auch andere, z. B. Heinrich Gomperz in seinem Buch über die Willensfreiheit, vertreten. Der Auffassung von dem geschehnislosen Zeitteilchen zwischen Ursache und Wirkung kann ich nicht beipflichten, da eine solche Unterbrechung der Geschehensreihe nicht minder das Verursachen umstößt wie die Feststellung der Gleichzeitigkeit von sogenannter Ursache und sogenannter Wirkung. Auch über diese Erwägungen findet man Ausführliches in meinem genannten Werke. Dort habe ich auch in einem eigenen Abschnitte auseinanderzusetzen versucht, wie die Tatsache, daß wir als Träger der theoretischen Vernunft einem Reiche der Ursachelosigkeit, d. h. der Freiheit, angehören, psychotherapeutisch

---

[1]) Kant Stud. 1929. Bd. 34, H. 2, S. 125.

ausgenützt werden kann, indem daraus folgt, daß psychische Zustände keineswegs gleiche oder ähnliche in Zukunft nach sich ziehen müssen. Denn ein frei erstehender psychischer Moment ist eben von keinem vorhergehenden abhängig und kann daher völlig anders beschaffen sein als frühere. Mit derartigen Erwägungen gelingt es, nicht nur die Furcht vor erblicher seelischer und geistiger Belastung, sondern auch die Furcht vor zwangsmäßiger Wiederkehr etwa neurotischer Symptome zu bekämpfen. Ferner habe ich aus den dargelegten Erwägungen eine therapeutische Formel abgeleitet, die jeder an sich selbst versuchen kann. Da die theoretische Vernunft, wie wir sahen, nur freie, in sich abgeschlossene Seinsmomente kennt, so muß der Wille, der ja an der Entstehung neurotischer Symptome lebhaft beteiligt ist, gewissermaßen versinken, wenn wir eine Formel prägen, die seiner Eigenheit, nämlich der Aufeinanderfolge bzw. des Ineinanderfließens widerspricht. Wenn etwa jemand lebhaftes Bedürfnis nach einer Zigarette empfindet und sich in dem Augenblicke sagt, „ich bin der nichtrauchende XY" (Eigenname des Betreffenden), so wird er, wenn auch nur für Momente, den Willen zum Rauchen versinken fühlen. An hunderten und hunderten Experimenten konnte der merkwürdige Einfluß der Formel im Participium praesentis nachgewiesen werden, und ich darf jeden, der meinen Gedankengängen eine objektive Kritik widerfahren lassen will, ersuchen, das Experiment an sich selbst in verschiedenen Situationen zu machen. Wesentlich dabei ist, daß Worte, wie „ich werde", „ich will", vermieden werden und nur die Tatsache des Nichtseiens in die Formel aufgenommen wird. Stotterern z. B. empfehle ich – freilich erst in einem fortgeschrittenen Stadium der Therapie – etwa beim Betreten eines Kaufladens, innerlich zu sagen: „Ich bin der redende. ." Nicht „ich werde gut sprechen" oder „ich will gut sprechen" (Coué) soll gesagt werden, der kranke Willen soll überhaupt nicht angerufen werden, und wenn unter dem Einfluß der therapeutischen Formel der Wille einen Augenblick versinkt und damit ein richtiges bzw. gewünschtes Funktionieren eintritt, so erkennt der Patient, daß seine Störung gar nicht so furchtbar sein könne, wie er sich vorgestellt hat, weil sie ja unter einer einfachen Einsicht wie in eine Versenkung fällt. Von da aus aber ergibt sich eine suggestive Wirkung auf die Triebkräfte der Neurose selbst und damit die Möglichkeit einer dauernden Abnahme derselben[1]). So schwer ich mich in Anbetracht der mangelnden Übereinstimmung dieser Gedankengänge mit den gebräuchlichen dazu entschließe, nach so wenig ausführlichen Andeu-

---

[1]) Der durch die therapeutische Formel erzeugte psychische Zustand scheint viel Ähnlichkeit mit dem zu haben, der durch die Methode Schultzes (Autogenes Training usw.) auftritt.

tungen auf ein anderes Teilgebiet meines Themas überzugehen, so zwingt mich doch die mir zur Verfügung stehende Zeit dazu, es zu tun.

Wir haben uns, seitdem wir uns mit dem Stottern beschäftigen, bemüht, das Werden der Symptome vom Anfang an zu verfolgen und konnten einen Typus feststellen, dem das Krankheitsbild in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle folgt. Es beginnt mit einfachen Silbenwiederholungen im Tempo der übrigen Rede; zu ihnen gesellen sich bald Anstrengungen in den Sprechwerkzeugen, wodurch die Silbenwiederholungen härter und langsamer werden. Schon in diesem Stadium können Mitbewegungen im Gesicht und im übrigen Körper auftreten. Bald darauf werden einzelne Lautstellungen der Sprechwerkzeuge übermäßig heftig und übermäßig lang gehalten und hier sind Mitbewegungen schon die Regel. Diese nehmen vielfach an Heftigkeit zu. Etwa in der Zeit der Geschlechtsreife setzt die Bemühung des Patienten ein, die auffallenden Symptome, wie Mitbewegungen mit den Extremitäten und lebhaftes Pressen in den Sprechwerkzeugen, durch unauffälligere zu ersetzen. Er gebraucht Flicklaute, Flicksilben und Flickworte, vermeidet Bewegungen, soviel als möglich, und steht wie eine Säule da, wobei als einzige sichtbare Mitbewegung häufig ein Blick nach der Seite feststellbar ist. Gleichzeitig auch kommen gewisse Hilfsbewegungen in den Sprechwerkzeugen selbst zum Vorschein, nämlich Pausen zwischen den einzelnen Silbenwiederholungen, anderseits wieder beschleunigte Wiederholungen, ja selbst beschleunigte gepreßte Wiederholungen. Der Patient erlernt schließlich den Trick, die ihm schwer erscheinenden Worte zu vermeiden und durch andere zu ersetzen oder sie im Satze so umzustellen, daß sie nicht an ein Wort grenzen, durch welches ihm das nachfolgende schwerer aussprechbar wird. Mancher Patient bringt es in diesem Jonglieren zu einer Fertigkeit, die es nur noch dem Fachmann ermöglicht, die Sprachstörung überhaupt zu vermuten. Es muß noch hinzugefügt werden, daß die älteren Symptome durch das Auftreten eines neueren in der Regel nicht verdrängt werden, vielmehr neben ihm weiter bestehen. *Das Studium der Entwicklungsgeschichte des Stotterns zeigt, daß die Krankheit von einer inneren Logik durchzogen ist.* Denn, wer durch irgend einen Umstand zum Silbenwiederholen gekommen ist und nun glaubt, daß er wiederholte, weil der Buchstabe schwer war (während in der Tat meistens ein fehlendes Wort die Veranlassung bot), wird sich gegen die wiederkehrende Schwierigkeit mit Anstrengung wappnen, und der Erfolg wird das verlangsamte und von Pressen durchsetzte Wiederholen und eventuelle Mitbewegungen sein. Je mehr er sich anstrengt, um so mehr werden die Wiederholungen in den Hintergrund und wird das Pressen in den Vordergrund treten, um so mehr werden Mitbewegungen erscheinen. Diese aber veranlassen

eine Auffälligkeit des Leidens, die dem Patienten um so unangenehmer sein wird, je kultivierter er selbst ist. Und nun beginnt sich die Psyche des Symptomenbildes im Sinne des Cachierens anzunehmen.

Die eben, wenn auch in Anbetracht der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit keineswegs vollkommen durchgeführte „Funktioanalyse" ist nun auch für die Pathologie des Leidens deshalb bedeutungsvoll, weil manche der Symptome im einzelnen Anfall nebeneinander oder auch hintereinander auftreten. Hat man nun dem Patienten die Entstehungsgeschichte der Krankheit so beschrieben, wie dies im früheren Absatze geschehen ist, macht man ihn darauf aufmerksam, daß auch der jeweilige Anfall in der Regel eine Mischung einzelner dieser Symptome hervorrufe und fordert ihn auf, beim Herrannahen eines schweren Wortes oder Lautes darauf zu achten, wie sie hinter- bzw. nebeneinander in Erscheinung treten, so erlebt man, daß sie plötzlich an Heftigkeit, ja an Zahl im einzelnen Anfall abnehmen. Ein Patient kann z. B. feststellen, daß er bei einem d vor allem den Mund aufreißt, sodann die Zunge heftig gegen die Zähne stemmt und gleichzeitig die linke Faust ballt. Da er im Verlaufe der Therapie mit der Physiologie der Lautbildung vertraut gemacht wurde, sieht er vor allem die Unsinnigkeit des Aufreißens des Mundes während der Aussprache eines Dentallautes ein und vermeidet sie bei einem nächsten Anlasse. Aber auch das Ballen der Faust, das ihm als beabsichtigte Hilfe bewußt wird, vermeidet er, und so sieht bei einer nächsten Gelegenheit der Anfall schon wesentlich weniger kompliziert aus, und es ist zu beobachten, daß die Heftigkeit, mit der die Zunge sich gegen die Zähne stemmt, unter Vermeidung der Mitbewegungen abgenommen hat, wodurch die Lösung des Verschlusses beschleunigt und erleichtert wird. So sieht sich der Patient einem wesentlich schwächeren Anfall gegenüber, und man wird verstehen, daß dieser Weg die Überzeugung von der Vermeidbarkeit des gesamten Anfalles kräftigen und die Einsicht stärken wird, daß der sogenannte Anfall zum größten Teil oder vielleicht ganz durch unzweckmäßiges Verhalten in Erscheinung getreten war. Daraus ergibt sich nicht nur eine reale, sondern auch eine suggestive Hilfe, und wenn man sich nun vorstellt, daß derartige Funktionsanalysen bei allen möglichen gestotterten Lauten durchgeführt werden, so kann man begreifen, daß unter dem Einflusse dieser Therapie das Krankheitsbild oft zerschmilzt, wie der Schnee in der Sonne. Ich muß mich hier mit dieser skizzenhaften Beschreibung des Verfahrens begnügen und habe nur noch auf zwei Punkte einzugehen. Vor allem darauf, daß man fragen könnte, ob denn ein solches Verfahren nicht nur für Neurosen in Regionen der willkürlichen Bewegung anwendbar sei. Darauf ist zu erwidern, daß schon die oberflächliche Beobachtung anderer Neurosen, etwa des Magens, häufig mancherlei ungewöhnliche Willkür-

bewegungen, z. B. das sogenannte Luftschlucken, zutage fördert. Es bedürfte freilich eines gründlichen Studiums des Verhaltens der willkürlichen Muskulatur bei Neurosen überhaupt, um das Verfahren der Funktioanalyse erproben zu können. Aber selbst bei Herzneurosen konnte ich auf ähnliche Weise Erfolge verzeichnen. Ein Patient, der an Stottern und plötzlich auftretendem Herzklopfen mit elendem Befinden litt, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß bei irgend welchen Erregungen die meisten Menschen Pulsbeschleunigungen erleiden und daß es höchstwahrscheinlich sei, daß er bei einem derartigen Erlebnis nun sofort mit Angst auf das Geschehen in der Herzgegend achte, wodurch sich das Herzklopfen und weitere Pulsbeschleunigung einstelle. Wenn er in solchen Momenten aber mit Ruhe und Vernunft daran denke, daß etwas ganz Physiologisches vorliege, so werde er das durch Angst einsetzende und sich stärkende Herzklopfen vermeiden. In der Tat wurde ihm auf diese Weise geholfen. Ich bin mir völlig bewußt, daß sehr viele Psychotherapeuten ähnliche oder gleiche Wege gehen. Trotzdem glaube ich, daß ich die „Funktioanalyse" systematischer und gründlicher durchführe und erblicke gerade darin einen gewissen Fortschritt. Endlich wäre noch dem Einwand zu begegnen, daß die Funktioanalyse nur die Symptome, nicht aber die psychische Ursache des Leidens beseitige. Hierauf erlaube ich mir zu entgegnen, daß vor allem von psychischer Ursache und Symptomen ein Circulus vitiosus gebildet wird, so daß die Beseitigung der Symptome schon einen großen Vorteil beinhalte, ferner aber, daß die hier beschriebene, von mir angewendete Technik nicht alles ist, was ich im Falle einer Psychoneurose verwende, daß ich mich vielmehr die gesamte erkrankte Persönlichkeit zu erziehen bemühe, was aus manchen meiner Abhandlungen ersichtlich ist, hier aber in Anbetracht der vorgerückten Zeit nicht ausführlich besprochen werden kann.

ENTGEGNUNG VON HARALD SCHULTZ-HENCKE: PSYCHOTHERAPIE OHNE PSYCHOANALYSE

Der Titel des Aufsatzes von Fröschels legt den Gedanken nahe, es solle in ihm nachgewiesen werden, daß ganz allgemein Psychotherapie ohne Psychoanalyse nicht nur möglich sei, sondern daß man die Psychoanalyse ruhig vollständig ausschließen dürfe, ohne daß dadurch Mängel entstehen würden. Mir scheint aber, daß die Ausführungen von Fröschels selbst an verschiedenen Orten, besonders aber ganz zum Schluß, in keiner Weise zu jenem Ergebnis kommen. – Schon seit einigen Jahren wird von verschiedenen Seiten

betont, es sei heute doch wohl nicht mehr an der Zeit, hervorzuheben, daß sämtliche neurotische Symptomarten spontan, oder infolge Anwendung beliebiger psychotherapeutischer Mittel verschwinden können, ebenso auch durch Psychoanalyse. Wir wissen das heute. Hier liegt kein Problem. Das Problem liegt wo anders: Welche Fälle würden sicher nicht spontan heilen? Welche Fälle können sicher nicht durch Psychotherapie geheilt werden? Welche Fälle müssen daher wohl oder übel analysiert werden? Dabei ist festzustellen, daß unter den letzteren ein erheblicher Teil dann doch geheilt wird. Aber von diesen Fragestellungen scheint Fröschels noch ziemlich weit entfernt zu sein; bei ihm stehen die grundsätzlichen antithetischen Fragestellungen noch ganz im Vordergrund. Wäre dies nicht der Fall, so würde er wohl direkt mit der ihm besonders geläufigen Frage der Stotterneurose begonnen haben. Statt dessen beginnt er mit grundsätzlichen philosophischen Fragen. Dabei stellt er fest, daß die Zahl derer, die ihm auf diesem Boden in der Kritik zu folgen bereit sind, ständig abnimmt. Aber er scheint sich nicht darüber klar zu sein, woher das kommt. Seinen Worten nach klingt es so, als halte er die wachsende Menge derer, die sich zur Psychoanalyse bekennen, für irgendwie zeitgeistig umnebelt. In Wirklichkeit aber liegt, wie mir scheint, die Sache so: Die Psychoanalyse stellt erstens einmal psychologische Behauptungen auf nach der Art: zu jenem Zeitpunkt wurde von diesem Individuum jenes erlebt, zu einem anderen Zeitpunkte anderes. Die Psychoanalyse geht dann darüber hinaus, indem sie die Erlebtheiten eines Individuums von seiner frühesten Kinderzeit an in eine sinnvolle Ordnung bringt, d. h. Späteres in Zusammenhang mit Früherem bringt. Sie stellt genetische Ordnung her, dann gibt sie Regeln über typische Folgezusammenhänge. Soweit ist sie einfache, beschreibende Psychologie, Schicksalsbeschreibung. Der weitaus größte Teil aller Feststellungen der Psychoanalyse wird von diesen Bestandteilen ausgemacht. – Dann erst tritt eine weitere logische, zum Teil philosophische Bearbeitung hinzu. Und wenn diese Darstellung der Struktur der Psychoanalyse zutreffend ist, so folgt daraus, daß auch berechtigte Einwände gegen philosophische Bestandteile der Psychoanalyse in keiner Weise die vorher gemachten psychologischen Feststellungen anzutasten brauchen. Wenn sich also die wissenschaftliche Welt in zunehmendem Maße mit den psychologischen Feststellungen zustimmend vertraut macht, so wird die Folge sein, daß sich die nunmehr Zustimmenden in immer geringerem Maße durch philosophische Kritik am philosophischen Anteil werden beirren lassen. So hat Fröschels offenbar vergessen, daß der Begriff des Unbewußten eine Entstehungsgeschichte hat. Er hat vergessen, daß Freud nicht zunächst einmal vom Begriff des Unbewußten ausging und diesen Begriff dann später mit Psychologie ausfüllte, sondern daß Freud zunächst einmal

feststellte: es gibt Erlebnisse, die ein Mensch so vergessen kann, daß sie für die gewöhnlichen Methoden des Erinnerns unzugänglich sind. Er stellte weiter fest, daß es Methoden der Besinnung gibt, oder Methoden der Bewußtseinslage, die ein solches Erinnern nun wiederum doch ermöglichen. Er stellte weiterhin fest, daß so charakterisierte ehemalige Erlebnisse mit späteren Erlebnissen, an denen von den ersten nichts mehr ohne weiteres zu erkennen ist, in einem typischen Wirkungszusammenhang stehen. Grundsätzlich kein merkwürdigerer Vorgang, als daß ein Mensch, dem man eine Stunde vorher mit der Faust ins Gesicht geschlagen hat, nunmehr, eine Stunde später, wenn man den Arm plötzlich erhebt, wesentlich lebhafter zusammenzuckt und Abwehrbewegungen macht, als er es getan hätte, wenn der Schlag vor einer Stunde nicht erfolgt wäre; ein Tatbestand vollständig geläufiger Art, z. B. durch Tausende von Tierversuchen zu erhärten (selbstverständlich unter besonderen abändernden Bedingungen, z. B. auch ins Gegenteil verkehrbar). Dies waren also die ersten Feststellungen, die Freud machte. Die Gesamtheit aller derjenigen Erlebnisse, die nicht auf üblichem Wege Erinnerung werden konnten und doch Wirksamkeit entfalteten, nannte er das Unbewußte. Die Schwierigkeiten fallen sofort weg, sobald man sich statt an die späteren abstraktiven Verarbeitungen an die ursprünglichen Tatbestandsschilderungen hält. Alles weitere sind dann zum erheblichen Teil Definitionsfragen. So hat Fröschels z. B. darin Recht, daß man fragen muß: ob eine Vorstellung, die vorher als Begriff durch das Merkmal Bewußtheit definiert worden war, als auch unbewußt vorkommend angenommen werden darf. Dies ist eine reine Frage der Logik, also der Philosophie. Aber sie ist eine nebensächliche Frage gegenüber der wesentlichen, ob die psychologischen Gegebenheiten und typischen Reihen solcher Gegebenheiten in der Zeit, so wie sie zuerst von Freud gesehen wurden, existieren oder nicht. Man sollte sich also auf dem Gebiet des Definierens und der Abstraktionen so weit versöhnlich verhalten, daß man unter allen Umständen zunächst einmal sauber die Tatbestände prüft, die zu den Begriffen geführt haben. Wenn man späterhin die Neigung verspürt, auch auf äußerste Sauberkeit der begrifflichen Verarbeitung zu dringen, so steht dem nichts im Wege; aber diese Arbeit darf dann auf keinen Fall verwechselt werden mit der Tatbestandsaufnahme und -prüfung, die vorher im wesentlichen abgeschlossen sein sollte. Es ist also wohl nicht so, daß Fröschels hier allein als Verteidiger der Philosophie gegen unsaubere Denker steht, sondern, daß er selbst nicht sauber genug die empirischen von den philosophischen Fragestellungen unterscheidet. Dabei ist zu betonen, daß es sich hier lediglich auch von ihm aus gesehen um die grobphilosophischen Verarbeitungen handelt und nicht um die primären Kategorien der Gegenstandserfassung etwa. Es ist nämlich

in letzter Zeit häufiger vorgekommen, daß diejenigen, denen aus irgend welchen Gründen an einer Aufrechterhaltung des Gegensatzes zwischen Psychoanalyse und sonstiger Wissenschaft gelegen ist, sich darauf zu berufen beginnen, daß ja auch jeder empirische Akt Philosophie enthalte, eben in Form jener ersten kategorialen Elemente. Das ist richtig. Nur stehen diese nirgendwo zur Diskussion. Über sie herrscht insofern faktisch kein Streit, als sich Freud und Gegner auf dem Gebiete der Alltagspsychologie höchstens darüber zu streiten pflegen, ob eine bestimmte Bewußtseinsqualität in bestimmter Person und zur bestimmten Zeit existent war oder nicht, nie aber über die Kategorien der Gegenstandsfindung! Dies mußte betont werden, um noch einmal ausdrücklich hervorzuheben, daß diejenigen philosophischen Bestandteile der Psychoanalyse, die man in zunehmendem Maße klar der Kritik zu unterziehen pflegt, in die Schicht der gröberen, definitorischen abstrahierenden Verarbeitung gehören, vielmehr aber noch in das Gebiet der Frage nach der wissenschaftlichen Reichweite unserer Metaphorik.

An diese allgemeinen Betrachtungen anknüpfend, möchte ich Fröschels noch einmal darauf hinweisen, daß er selbst, wenigstens an zwei Stellen, in der Begriffswahl so zu verfahren scheint, wie er es der Psychoanalyse vorwirft. Wenn er schreibt: „Bewußt wieder heißt gewußt", so möchte er sich doch noch einmal überlegen, was es denn für einen Zweck hätte, diese beiden Worte für ein gemeintes zu wählen, wenn sie beide dieselbe Bedeutung hätten. Offensichtlich ist das doch nicht der Fall. Es gibt doch sicher Bewußtes, das im Augenblick des Bewußtseins nicht gewußt ist. Jedenfalls meint der übliche Wortsinn mit „gewußt" mehr als „bloß bewußt", wobei ich mir völlig darüber klar bin, wie schwer es fallen würde, genauer zu sagen, was denn eigentlich mit „gewußt" gemeint ist, – jedenfalls etwas recht Kompliziertes, auf keinen Fall aber etwas so Einfaches, wie Fröschels voraussetzen muß, wenn er so ableitet, wie er es tut. An einer weiteren Stelle polemisiert Fröschels dagegen, daß das Unbewußte der Erzeuger des Bewußtseins sei. Hat er selbst übersehen, daß dieses Wort „Erzeuger" doch selbstverständlich rein metaphorisch gebraucht worden ist? Es kann ja gar keine andere Bedeutung haben! Eine Metapher ist deshalb, weil sie eine Metapher ist, nicht etwa sinnlos; sie kann auf ein sehr scharf Gesehenes und sehr präzis Gemeintes gehen, aber man muß sich dennoch um dieses Gemeinte bemühen, um die Metapher zu verstehen. Aus ihrem wörtlichen Sinn heraus ist die Metapher auf keinen Fall verständlich, und doch wird da, wo man das Gemeinte nicht untersuchen möchte, sehr häufig die Metapher wörtlich genommen, also ihres eigentlichen Sinnes von vornherein entkleidet. Wenn Freud es unterlassen hätte, das empirische Material anzugeben und im Detail zu beschreiben, von dem ausgehend er beim Un-

bewußten als zusammenfassender Verarbeitung endete, so wäre Fröschels kein Vorwurf zu machen, dann müßte er ebenfalls vom „Unbewußten" ausgehen. Da Freud aber zunächst sein Material darstellte, steht dieses zur Diskussion, und erst in sehr viel fernerer Linie dieser oder jener eventuelle Mißgriff beim Abstrahieren oder metaphorischen Bezeichnen.

Wenn sich Fröschels mehr um das grundlegende empirische Material gekümmert hätte, als er es offenbar tat, so würde er auch wohl kaum so unbekümmert die Formel: Das beginnende Stottern sei als eine Erinnerung an den Flatus interruptus aufzufassen, für völlig unsinnig erklären. Diese Formel ist nämlich durchaus mit seiner Auffassung des Stotterns vereinbar; denn seine Auffassung des Stotterns vertritt ja, so wie er sie in seinem Aufsatz darstellt, nur einen Teil des Gesamtphänomens. Aus meiner, wenn auch sicher außerordentlich viel geringeren Erfahrung heraus kann ich zunächst einmal bestätigen, daß die Funktionsanalyse Fröschels wohl sicher für den weitaus größten Teil aller Stotterfälle zutrifft. Darüber hinausgehend stimme ich Fröschels darin bei, daß solche Funktionsanalysen einen ganz außerordentlich wichtigen und späterhin noch sehr viel ausgebreiteteren Aufgabenkreis der Forschung bilden werden. Was er dann über die Herzneurose z. B. andeutet, ist ja von ihm selbst wohl jedenfalls nur als Andeutung und für bestimmte Fälle gültig gedacht. In dieser Beschränkung aber wohl durchaus richtig und wichtig für weitere Arbeit. Meines Erachtens wird sich ein gar nicht unerheblicher Teil der neurotischen Symptomatik hinsichtlich ihres sehr gewichtigen mechanischen Anteiles durch Funktionsanalyse so erhellen lassen. Fröschels aber wird es anderen Forschern wiederum nicht verwehren können, wenn sie ihrer Neigung oder ihren mehr oder weniger zufälligen Ansatzpunkten folgend, sich z. B. vorzugsweise die Frage vorlegen, welche Umstände denn bei dem Betreffenden in der Entstehungszeit des Stotterns zum Silbenwiederholen geführt haben. Das ist doch auch eine wissenschaftliche Teilfrage, die in das Gesamtgebiet hineingehört. Fröschels sagt selbst, es hätten damals Worte gefehlt. Ich habe den Eindruck, daß beim erwachsenen Stotterer dieses Verhältnis des Stotterns zum Fehlen von Worten zwischendurch immer wieder sichtbar wird. Wenn es nun so wäre, daß das betreffende Kind ganz bestimmte Komplexworte und ähnliche, symbolische Vertreter nicht finden konnte!? Wenn es so wäre, daß das Kind in einer bestimmten Periode seines Lebens Lust gehabt hat, seine erwachsene Umgebung durch unanständige Worte zu erschrecken, zu ärgern, z. B. durch anale Worte, die sich auf Kot oder Flatus beziehen? Das kommt doch vor! Wenn das Kind vielleicht noch etwas früher Freude daran hatte, seine Pflegeperson, die ihm die lauten Blähungen untersagte, dadurch zu ärgern, daß es nun erst recht einen Flatus interruptus produzierte?! – Der später Erwachsene

pflegt dann unter Umständen im Traum jene beiden Situationen miteinander vermengt wieder zu erleben: Indem er einen Flatus interruptus in Gegenwart hochheiliger Personen produziert und gleichzeitig von eigenem Entsetzen unterbrochen, anale Worte ausstößt. Das alles kann vorkommen, auch in diesem Bedingungszusammenhang. So etwas wird sogar unter Umständen von ganz unbefangenen Versuchspersonen, wenn auch etwas verlegen, mitgeteilt. Für einen solchen auch hier noch unvollständig dargestellten und doch schon recht komplizierten Zusammenhang würde man dann abkürzend sagen können: das Stottern des Betreffenden enthält als frühestes genetisches Element den Flatus interruptus. Ich glaube nicht, daß es sich hier um einen besonders hohen Grad von laxer Ausdrucksweise handeln würde, eben wiederum dann nicht, wenn man voraussetzen darf, daß den Hörern oder Lesern die zugrunde liegenden psychologischen Details in ihrer typischen Aufeinanderfolge und Zuordnung bekannt sind, oder wenigstens in analogen Zusammenhängen schon bekannt waren. So könnte gerade mit derjenigen Formel, die von Fröschels als Gipfel der Unsinnigkeit dargestellt wird, im Einzelfall das gegeben sein, was er in seinem Aufsatz als „irgend einen Umstand, der zum Silbenwiederholen führte", bezeichnet. Das Wertvolle seiner persönlichen Arbeit würde dann darin bestehen, daß er aufweist, in welcher weiteren, äußerst komplizierten Weise ein eben spezifisch entstandenes Silbenwiederholen sich umwandelt und mechanisiert. Ich habe keinen Zweifel, wie ich schon sagte, daß seine Beobachtungen da durchaus das Richtige treffen.

Bestehen die vorgebrachten Überlegungen zurecht, so leiten sie zwanglos zu einer Reihe von therapeutischen Betrachtungen über. Ich teile Fröschels Auffassung von der Kausalität sehr weitgehend, auf jeden Fall insofern, daß es im Seelischen keine Gesetze, sondern allerhöchstens ungefähre Regeln gibt, daher auch keine bestimmte Voraussage, daher auch keine bestimmte begründete Befürchtung. Jeder Augenblick kann ein neuer Anfang mit völlig neuem Inhalt sein. Der Mensch ist also frei, was der Gefangenheit seiner Physis im Kosmos nicht widerspricht. Aber auch abgesehen von dieser Überlegung schon könnte man dem Patienten raten: Sage dir im rechten Augenblick, du bist der nichtrauchende XY – und die Wirkung wird, wenn auch oft nur minimal, so sein, wie Fröschels sie schildert. Hier liegen die Schwierigkeiten der Verständigung sicher nicht, d. h. man wird einer Reihe von Patienten, deren sekundäre Erregung über ihr Symptom ihr Symptom verstärkt, hierdurch teilweise Beruhigung geben und jene sekundäre Komponente mindern können. Das ist alles völlig zutreffend. Ich glaube sogar, wie ich es mündlich schon öfter vertrat, daß man einen Stotterer wohl nur sehr selten völlig wird heilen können, ohne ihm mit be-

sonderen Mitteln den mechanischen Ablauf seines Stotterns zu zerstören; aber auch darum scheint ja der Streit in keiner Weise zu gehen, und daher ist der Titel des Aufsatzes von Fröschels zunächst so verwirrend; denn er selbst erklärt hier am Schluß, daß er sich bemüht, die gesamte erkrankte Persönlichkeit zu erziehen. Das würde er doch wohl kaum tun, wenn die Funktionsanalyse und daraus abgeleitete Mittel genügten, um Stotterer zu heilen. Nun ist ja schon sehr früh von Freud die Psychoanalyse als eine Art Nacherziehung bezeichnet worden. Auf diesem Wege also trifft sich Fröschels Methode mit der Psychoanalyse sogar im Wort, denn Fröschel wird es zu einem Teil auch mit erwachsenen Stotterern zu tun haben, also ebenfalls mit Nacherziehung. Die Frage bleibt also nur, ob es Fälle gibt von irgendwie nennenswerter Anzahl, die mit den Mitteln, die man üblicherweise zur Nacherziehung verwendet, nicht erfolgreich nacherzogen werden können, so daß man sich des Mittels der Analyse bedienen muß, um genügend tief in die Struktur des Betreffenden wandelnd eingreifen zu können. Während dieses Prozesses würde sich dann u. a. auch zeigen, welche besonderen Umstände ehemals zum Silbenwiederholen geführt haben. Es bleibt also nicht ein Gegensatz übrig, sondern lediglich die Frage, ob in allen Fällen, in denen Fröschels Methode versagt, die noch weiter zurückgreifende seelische Strukturanalyse verbunden mit ihren Persönlichkeitsumwandlungen den Boden dafür zu bereiten vermag, daß für eine Funktionsanalyse und ihre praktische Auswertung mehr Ansatzpunkte gefunden werden können als vorher vorhanden waren und nunmehr ausreichend.

WERNER WOLFF:

DER GRIECHISCHE NARZISSMUS

EIN BEITRAG ZUR KULTURTHERAPIE

Einleitung

In der modernen Kulturpsychologie hat sich der Begriff des Kulturorganismus eingebürgert. Man spricht von dem Jugend-, Mannes- und Greisenalter einer Kultur und nimmt damit an, daß eine „Kulturidee" im jeweiligen Stadium ihrer organischen Entwicklung die in ihr stehenden Individuen präge. Es kommt also nicht nur auf das individuelle Strukturfundament an, ob sich eine Persönlichkeit charaktermäßig (nicht vom Alter her) jung, vital oder alt, müde gehabe und diesen Wesenszug etwa in der Produktion ausdrücke, sondern auch auf das Superstrukturfundament der Kultur, die zu jugendlichen oder alten Ausdrucksformen disponiert. Aber nicht nur der Vitalitäts-

grad äußert sich in diesem Superfundament, auch die Art, wie die Person sich äußert, ist von der Kultur abhängig. Die schlanke Linie der Gotik, die geschweifte des Barock etwa prägt sich auch im Habitus der Personen dieser Zeit aus.

Mit der Tiefenpsychologie sind wir aber auch imstande, die zentralsten Schichten der Person, z. B. ihre Triebkonstellation in der Abhängigkeit vom Superfundament zu durchleuchten. Auf den Einfluß der Kultur im Triebleben ist ja etwa an dem Frauenideal der verschiedenen Zeiten, an dem homoerotischen Ideal Griechenlands hinzuweisen. Wir haben durch die moderne Psychologie aber feinere Differenzierungen für die Bestimmung des Trieblebens gewonnen, wir können z. B. die homoerotische Triebrichtung einer Person auf primäre Libidoschicksale zurückführen, z. B. auf den Narzißmus. Was bei dem individuellen Strukturfundament möglich ist, wird sich auch bei einer Analyse des Superfundamentes, der Kultur ergeben. Es werden sich primäre Ausgangspunkte für den Typus der Kultur aufzeigen lassen. Wenn sich so eine differenzierte Analyse einer Kultur ermöglichen läßt, kann man folgern, daß die Kultur auch in differenziertester Weise auf das Individuum einwirkt, sein Triebschicksal beeinflußt, derart, daß eine Wirkung wie von Struktur zu Struktur zu spüren ist. Die Aufeinanderwirkung der Strukturen ist aber eine totale. Identifiziert sich eine Struktur z. B. in einem Punkte mit einer anderen, so ist bei ihr eine totale Veränderung zu spüren, die auch auf Gebiete übergreift, bei denen keine bewußte Identifikation stattgefunden hat. Liebt jemand bis zur Identifikation das Gesicht eines Menschen, so wird man z. B. häufig auch eine Ähnlichkeit der Schriften finden, obwohl hier keine Identifikationsabsicht vorlag. Die Struktur ist eben total und die Identifikation greift auf alle Äußerungsformen über. – Wenn wir von einem Menschen ein bestimmtes Verhalten wünschen, so erhalten wir oft eine Ablehnung für den spezifischen Fall. Wir können aber dieses Verhalten ohne Wissen der Person erlangen, wenn wir an einem ganz anderen Punkte beeinflussen, bei dem keine akute Ablehnung vorliegt. Steht dieser Punkt jedoch in strukturtotalem Zusammenhang mit dem ersten abgelehnten (ohne daß die Person das bemerkt), so wird sich ganz allmählicher der Affektbetrag gegen den ersten Fall zurückziehen, bis eine Umänderung im gewünschten Sinne eingetreten ist.

Im Beispiel: Will man eine Beziehung zwischen den Personen A und B herstellen, B wird aber aus einem affektiven Grund abgelehnt, so ist die fortgesetzte Bemühung um einen Kontakt oft ergebnislos. Die Beziehung stellt sich aber manchmal sofort über die Person C her, die B sehr ähnlich ist, gegen die aber keine affektiven Ablehnungsgründe vorliegen. – Ist der Kontakt zwischen A und C hergestellt, wandelt sich die Einstellung zu B.,

die affektive Ablehnung kann sich sogar in affektive Zuneigung umkehren. Eine ähnliche Beziehung können wir nun vielleicht zwischen Kultur[1]) und Individuum herstellen. Wenn die Kultur viel komplexe Inhalte hat, genügt die Affinität in einem Punkte, um eine strukturelle Affinität auch in allen anderen Punkten herzustellen. – Von diesem Ausblick aus ergäbe sich das Positive und das Negative kultureller Einflüsse auf das Individuum. Es ist notwendig, das Superfundament der Kultur in seine einzelnen Determinanten zu analysieren, um zu sehen, welche Elemente darin wirksam oder unwirksam, vorteilhaft oder unvorteilhaft für das Individuum sein können. Es kommt bei einer Therapie nicht allein auf die Analyse der behandelten Person an, sondern auch auf eine Auswahl der weiter einwirkenden Faktoren, z. B. der Kulturbeschäftigung. Es wird z. B. schädlich sein bei einer Analyse auf Grund überstarken Narzißmus eine Beschäftigung mit Kulturen zu fördern, die starke narzißtische Fundamente haben. Umgekehrt wird eine Förderung solcher Beschäftigung wichtig sein bei Analysen, in denen starke Selbstwertunterschätzungen im Mittelpunkt stehen. Es ergibt sich von diesem Gesichtspunkt aus eine Kulturtherapie, bei der es für den suggestiven Teil der Heilmethode darauf ankommt, die wirksamen Triebausgangspunkte, die im komplexen Strukturgebilde versteckt sind, zu sehen und ihren Affinitätscharakter als wirksam oder unwirksam für die zu behandelnde Person zu diagnostizieren. Ist in der Kultur auch nur ein Affinitätsmoment versteckt enthalten, wird man sicher sein können, daß sich von diesem Kontakt auch eine totale Affinität herstellen läßt, die also auch andere in der totalen Struktur liegende Zentren ergreift. Von hier aus ergibt sich ein neues wichtiges Hilfsgebiet der Therapie.

Wir wollen an der Triebanalyse einer Kultur das Beispiel einer solchen Kulturtherapie zeigen, am griechischen Narzißmus.

Der griechische Narzißmus

I. Zwei Prinzipien des Narzißmus

Kein Volk hat auf das Denken des Abendlandes einen solchen Einfluß gehabt wie die Griechen. Humanismus – Scholastik – Renaissance – Neuhumanismus – standen völlig in griechischem Bann. Auch in der Neuzeit setzen sich immer wieder griechisch-klassische Tendenzen durch. Es ist auffallend, wie dieses Nicht-loskommen-können von griechischen Vorstellungen durch die Jahrhunderte geht und wie lange Zeit die mindestens so groß-

[1]) Unter „Kultur" verstehen wir hier sowohl die allgemeine weltanschauliche Auseinandersetzung, wie einzelne in ihr erwachsene Werke der Literatur, bildenden Kunst usw.

artigen Kulturen des Ostens völlig unbeachtet blieben. Gerade die griechische Lebensform muß an ein ursprüngliches Gerichtetsein der abendländischen Seele rühren, muß, da man sie als Ideal betrachtet, einen Wunschtraum des Ich darstellen, ein Überich, zu dem sich das Ich hinsehnt. Eine ganz besondere Wirkung übt die griechische Lebensform auf die Jugend aus, besonders in der Zeit der Pubertät. In der Pubertät sucht sich der Mensch ganz besonders ein Ideal, weil er in dieser Zeit am isoliertesten, am einsamsten ist. Er sucht sich ein Ideal, weil die Pubertät infolge der Ichumstellung alle Bindungen an Menschen zerrissen hat und weil das Ich auf sich selber konzentriert keine menschlichen Beziehungen eingehen kann. Darum sucht er sich ein Ideal, introvertiert es ins Ich, hat so das Ideal-Du ganz ins Ich hineingezogen und ihm angepaßt und kann so auf seiner narzißtischen Stufe beharren. Die primäre Stufe des Pubertierenden besteht in einer Höchstentwicklung des Narzißmus. Die Libido ist von allen Objekten (auch den Eltern in der infantilen Epoche) abgezogen und introvertiert. Der Jugendliche wird außerordentlich empfindlich, pessimistisch und schwärmerisch. Bei der dichtenden Jugend sind alle, selbst die äußerlich an Fremde gerichteten Poesien, Dichtungen an sich selbst. Wenn ein „Ideal" introvertiert ist, wird es durch den Vorgang der Identifizierung zum Teil das Ich. Es gibt nun Ideale, die der narzißtischen Situation besonders gut entsprechen, weil sie selber narzißtische Elemente in sich tragen. Dazu gehört das Ideal des Griechentums, das sich besonders der narzißtische Typus von Jugendlichen wählt, der eine Anlage zur „gestreckten Pubertät" (nach Bernfeld) aufweist.

Das Griechentum muß also dem narzißtischen Typus entsprechen. Worin besteht nun der narzißtische Typus, was ist sein Objekt? Freud zerlegt die Objektwahl nach dem narzißtischen Typus (Einführung des Narzißmus) in vier Teile:

a) was man selbst ist (sich selbst)

b) was man selbst war

c) was man selbst sein möchte

d) die Person, die ein Teil des eigenen Selbst war.

Ich möchte zur Erklärung des Folgenden die Objektwahl a) und c): Was man selbst ist" (die an sich selbst verhaftete Libidosituation), und „Was man selbst sein möchte" (die ichideale Libidosituation) zusammenfassen unter dem Gesichtspunkt des „Narzißmus als Faktor der Beharrung" (nämlich am eigenen So-sein) und die Objektwahl b und d: „Was man selbst war" (die regressive Libidosituation) und „Die Person, die ein Teil des eigenen Selbst war" (die regressiv identifizierende Libidosituation) unter dem Gesichtspunkt

des „Narzißmus als Faktor der Verwandlung" zusammenfassen. Wir bekämen dann zwei narzißtische Typen, den einen, der an das So-sein fixiert ist oder über das So-sein hinaus will, ohne die narzißtische Libidoposition aufzugeben, den anderen, der regredient ist auf seine frühere Stufe oder regredient ist bis zu der Person, mit der er sich zuerst identifizierte. Die Identifikation ist ein libidinöser Vorgang. Entweder wird das Objekt in das Ich hineingezogen, das Objekt wird dem Ich „anidentifiziert" oder das Ich gibt sich auf und „identifiziert sich hinein" in das Objekt. Beides ist ein narzißtischer Vorgang, weil keine Libidospannungen zwischen Objekt und Subjekt bestehen. Die primäre Identifikation ist immer als primärer libidinöser Vorgang die Mutter (auch beim Mädchen). Die Objektwahl zu der „Person, die ein Teil des eigenen Selbst war", ist also primär die Mutter. Im höchsten Stadium wird diese Identifizierung entweder zum introvertierten Ideal („Anidentifizierung") oder sie führt zur völligen Auflösung des Ich („Hineinidentifizierung") d. h. bei dieser Identifizierung zur Rückkehr in die Mutter.

Wenn Freud sagt: Der Mensch habe zwei Sexualobjekte: Sich selbst und das pflegende Weib" (Einführung des Narzißmus), dann bedeutet das nach obiger Formulierung: Die narzißtische Libidosituation ist ambitendent. – Einmal geht sie auf Beharrung des So-seins aus, ein andermal strebt sie nach Verwandlung durch das Objekt (heterosex. Liebe) oder nach Verwandlung in das Objekt (Identifizierung). Die Libido will Ruhe, in der Ichverliebtheit (Autoerotismus) ruht sie in sich (Homosexualität ist nur „Ich-Ersatz"), in der Objektliebe strebt sie nach Entspannung im sex. Akt, in der Regression will sie entweder niedere Spannung (Regression zu infant. sex. Objekten) oder völlige Ruhe und Auflösung in der Regression in die Mutter, in den vorgeburtlichen Zustand oder den Tod. Danach würde es bedeuten, daß der Autoerotismus, die Regression und die Todessucht die schnellste Libidobefriedigung bringen, nämlich die rascheste Ruhe, und daß man sie alle im narzißtischen Verhalten zusammenhalten kann. Wir werden sehen, ob wir auch diese Tendenzen bei den Griechen nachweisen können, ob sie auch hierin dem narzißtischen Verhalten entgegenkommen und so ein gutes narzißtisches Idealobjekt abgeben.

II. Der Autoerotismus als statischer Schwerpunkt.

Der Begriff des Narzißmus stammt von der griechischen Sage des Narzissos, eines Jünglings, der sich beim Baden in sein Spiegelbild verliebte. Diese Sage ist typisch für die ganze griechische Einstellung. Kein Volk war so in sich selbst verliebt, kein Volk hat den eigenen Körper so bewundert und ihn in Statuen so oft dargestellt wie die Griechen. Alles bei den Griechen ist Selbstverherrlichung; Politik, Literatur, Kunst, Spiele und Sport werden ihr dienst-

bar gemacht[1]). Immer bleiben sie bei sich selber und damit auf der Erde, sie sind ganz empirisch und völlig unmetaphysisch[2]). Ihre Götter sind nur Vergrößerungen ihrer selber, nur Ich-Projektionen, Wunsch-Ideale ohne jede sittlich geistigen Attribute, ja diese scheinen geradezu ängstlich gemieden zu sein, daher werden in großer Ausführlichkeit die himmlischen Streitigkeiten verbreitet. Da die Götter keine göttlichen Gewalten sind, sondern nur ideale Urbilder des eigenen Wesens, werden wir sie als Maße betrachten, an denen sich der Grieche maß. Die griechischen Götter sind das Metermaß des griechischen Narzißmus. Das narzißtische Verhalten führt aber zur völligen Isolation. So sehen wir auch die griechischen Staaten völlig getrennt, jede Polis ist von der anderen getrennt und hat zur höchsten Trennung eine ganz eigene Lebensweise ausgebildet (zum Beispiel Athen und Sparta). Diese völlige Isolation schuf dann jenen Kleinkrieg, den Individualhaß, an dem Griechenland unterging. Die Demokratie ist nur ein Deckmantel für die Tendenz zur Isolierung, jeder solle machen können, was er wolle[3]), darum auch jenes völlig ungemeinschaftliche Verhalten des Demos, der keine Dankbarkeit kennt, heute zujubelt und morgen steinigt; und sind nicht alle gesteinigt worden, die wahrhaft gemeinschaftlich dachten (oder so taten), brachte sie nicht sofort der gehässige Geist der Isolation um (Themistokles, Timon, Alkibiades, Sokrates, etc.)? Das griechische Volk hat seinen besten Männern übel gelohnt, weil es sich jeden Eingriff in das narzißtische Isolationsrecht verbat. Darum waren vom Staat die olympischen Spiele eingerichtet und das Theater, für deren Besuch man bezahlt wurde, um einen Vorwand für eine Gemeinschaftsdemonstration zu haben. Das griechische Volk ist also durchaus individualistisch, es isoliert sich 1. subjektiv, 2. Polis gegen Polis (Stadt gegen Stadt) 3. als Volk (jeder Nicht-Grieche wird Banausos - Barbar genannt), 4. kosmisch, ohne jede metaphysische Verbindung. Man stelle dem isoliert narzißtischen Verhalten des Griechentums das Gemeinschaftsverhalten des Orients gegenüber, z. B. des Judentums.

---

[1]) Zitat aus der Leichenrede des Perikles: „. . unser Staat im ganzen ist eine Schule für Hellas, und im einzelnen, scheint mir, wendet ein jeder aus unserem Volke sich mit Anmut und spielender Leichtigkeit den verschiedensten Arten der Tätigkeit zu und zeigt dadurch das Bild einer völlig selbständigen Persönlichkeit . . . Groß sind die Belege für unsere Macht, wahrhaftig es fehlt nicht an Zeugen für sie, so wird man uns bewundern in Gegenwart und in Zukunft . .“

[2]) Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der Seienden, daß sie sind, der Nichtseienden, daß sie nicht sind.

[3]) (Perikles Leichenrede) „So freisinnig wir nun in unserer Staatsverwaltung sind, so duldsam sind wir in unserem täglichen Verkehr miteinander: Wir zürnen unserem Nachbar nicht, wenn er sich ein Vergnügen gönnt, und fordern keine peinlichen Einschränkungen, die ja nicht schädigen aber das Auge verletzen würden.“

Aus dem narzißtischen Verhalten erklärt sich auch das völlige Unverständnis der Frau gegenüber im Leben, während es gerade in ihrem Göttersystem viele Frauen gibt, – das kommt daher, daß die Griechen selber aus ihrem narzißtischen Verhalten heraus stark weiblich betont sind. So tritt die androgyne Verherrlichung bei den Griechen besonders hervor. Auch bei den Göttercharakterisierungen finden wir überall androgyne Züge, Zeus verwandelt sich in eine Kuh, Pallas-Athene hat männlich kriegerische Züge ebenso wie Artemis etc. Die androgyne Tendenz hat eine Wurzel im autoerotischen Narzißmus, auf ihre Wurzel im regressiven Narzißmus kommen wir später. Worum handelt es sich bei der narzißtischen Isolation, was ist der tiefere Grund für diese Selbstfixierung? Seit Nietzsche kennen wir den Unterschied Apollinisch-Dionysisch. Wir wollen durch diesen Hinweis auf den griechischen Narzißmus noch mehr betonen, daß apollinisch-dionysisch nicht zwei getrennte unvereinbare Lebensäußerungen sind, sondern daß sie beide notwendiger Ausdruck des narzißtischen Verhaltens sind. Die Selbstliebe der Griechen wird unterstützt durch ihre „Angst vor dem Chaos". Das griechische Symbol ist der Agon. Dem eigenen isolierten Verhalten, allein und erster zu sein, entspricht der Wunsch nach Gleichgewicht. Der Sieger wird provoziert, damit immer wieder ein statischer Schwerpunkt feststeht. Hierher gehört jener kleine Zug des Sokrates: Bei seinem Tod denkt er daran, daß er dem Asklepios noch einen Hahn schuldig sei. – Nur nicht ohne Gleichgewicht aus dem Leben gehen, – daher läßt er auch die Angehörigen nicht zu sich und spricht bis zum letzten Augenblick mit den Freunden, damit sich innerlich nicht die „Angst vor dem Chaos" bilde. „Man müsse unter guten Zeichen sterben." Daher sehen die Griechen immer nach Zeichen und Orakeln gleichsam wie nach Manometern unter dem Drucke der verdrängten Angst!

Der Orakeldienst in Griechenland ist aber ein ganz anderer als in Rom; es gibt z. B. keine angestellten Haruspices oder sybillinische Bücher, die auf lange Zeit berechnet sind, sondern das Orakel wird nur im gegebenen Augenblick befragt. Die Griechen sind völlige Gegenwartsmenschen, vermeiden ängstlich alles, was über das So-sein hinausgeht. So wissen wir auch nichts von ihrer Vergangenheit, weil eine Tradition ihren Gegenwartsnarzißmus kränken würde. Ihr Isolationsverhalten duldet keine Ahnenverbundenheit und keine Dauer über das Leben hinaus, während der gemeinschaftsgelenkte Orient Ahnenkult treibt und metaphysisch über den Tod hinaus denkt. Der Grieche verbrennt die Toten, während Ägypten sie mumifiziert. Die Griechen sind so augenblicksgebunden, daß sie nie zu warten vermögen. So Sophokles im Ajax: „Dessen Selbstmord ihm, wenn er nur einen Tag noch seine Empfindung hätte abkühlen lassen, nicht mehr nötig geschienen hätte, wie der

Orakelspruch andeutet. Wahrscheinlich würde er den schrecklichen Einflüsterungen der verletzten Eitelkeit ein Schnippchen . . . geschlagen haben" (Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches I). Die Beharrungsfixierung geht bis zur Aufstellung von Warnungstafeln. „Gnoti Sauton", „Erkenne dich selbst", erkenne dein Maß, deine Grenze – stand auf dem Tempel des Apollo, des Gottes des Maßes. Ihm kommt der die Bewahrung begünstigende Orakeldienst zu. Die Inschrift „Erkenne dich selbst" wird durch eine noch stärker zur Bewahrung auffordernde ersetzt: „Medèn agan" –„Nichts übertreiben".

Den Autoerotismus als statischen Schwerpunkt finden wir auch in den griechischen Qualen. Sie sind zur Bemeisterung der Triebspannung da. So werden Tantalos, Sisyphus, die Danaiden gequält; denn sie alle hatten über das bewahrende Maß gelebt. Ebensolche Warnungstafeln wie die Sprüche, die Qualen (s. a. Prometheus) sind die griechischen Bildwerke. Entweder sind sie maskenhaft starr und unbeteiligt, maskiert wie die Schauspieler im griechischen Theater, die so zu Gleichnissen werden, unter denen man das Verdrängte zu Worte kommen lassen darf, oder sie bekommen Leben nur dann, wenn sie Schreckbeispiele zeigen sollen wie Niobe, die über das Maß gelebt hat. Ihre Bildwerke tragen ihr Sollen. Nie wird etwas „Menschlich-Allzumenschliches" in ihrer Kunst dargestellt. Entweder sind die Bildwerke wie ihre Tragödien Schreckbilder, daher übermenschlich (ideal im griech. narz. Sinn) oder narzißtische Maske vor sich selber. Sie greifen nie in das Leben ein. Aber auch im Leben selber benehmen sich die Griechen maskiert, sie schauspielern, aber sie „leben" nicht. Wie war Perikles, einer der größten griechischen Männer, die Verkörperung griechischen Geistes? Als er zur Macht gekommen war, „änderte er Körperhaltung und Lebensweise, er gewöhnte sich daran, langsam zu gehen, leutselig zu sprechen, seinem Gesicht stets einen ernsten Ausdruck zu geben, den Arm im Mantel verhüllt zu tragen. Nur auf einem Wege sah man ihn in der Stadt, dem zum Markt und zum Rathaus. Einladungen zum Essen schlug er aus und verzichtete überhaupt auf die Freuden des gesellschaftlichen Lebens. – Auch den häufigen Verkehr mit dem Volke mied er; er wollte verhüten, daß sie seiner überdrüssig würden, und zeigte sich ihnen nur von Zeit zu Zeit . . .; sich selbst sparte er . . . für die großen Gelegenheiten auf, das übrige ließ er durch Freunde und andere Politiker ausführen." (Plutarch: Über Staatsleitung 800e. Perikl. 7,8 zit. Kranz, Perikles).

Das ist wohl ein Musterbeispiel für den Typus der narzißtischen Beharrung. Sie schließt die Affektvermeidung in sich ein, die typisch für griechisches Wesen ist und ihren Ausdruck in der bildenden Kunst findet. „Als des Perikles Söhne, Jünglinge noch und schöne Gestalten, innerhalb einer Woche starben, da trug er es sonder Schmerz. Er erhielt sich jene innere

Heiterkeit, aus der er täglich großen Vorteil gewann, nicht nur sein Wohlbefinden und den Frieden seiner Seele, sondern auch den Ruhm bei der großen Menge. Denn jeder, der es mit ansah, wie er sein Leid kraftvoll trug, mußte überzeugt sein, daß Perikles . . . mannhaften Herzens und ihm selbst überlegen sei." Der Grabstelen unendliche Gelassenheit nimmt jeden Affekt zur Bewahrung der narzißtischen Ruhe. So sind auch ihre Bildwerke idealistisch, nach dem narzißtischen Ideal geformt, einerseits um Isolation und Individualismus zu verhüllen, andererseits aus narzißtischer Ruhe. Aus statischem Beharrungsgesichtspunkt sind ihre Tempel so gebaut, daß sich aus einem Säulenstumpf die ganze Tempelanlage konstruieren läßt. Daß trotz einer solchen Monotonie ihres ganzen Schaffens (der monotonen Gleichmäßigkeit ihres Erlebens, wie es ihre Literatur schildert, wie es ihre Kunst bezeugt) diese Anziehung von ihnen ausgeht, beruht auf dem narzißtischen Gehalt ihrer Werke. Was ist denn eigentlich der griechische Mensch? Unmetaphysisch und untragisch. Seine narzißtische Selbstgenügsamkeit, Zufriedenheit und Selbstverherrlichung, sein ästhetisches Gentleman-Verhalten, mit dem er jede Handarbeit als unsauber und unvornehm abtut, mit dem er gegen jedes Experimentieren ist, was ihm sein narzißtisches Gefühl, Mitte der Welt zu sein, nehmen könnte, seine Verschleierung seelischer Konflikte, seine Idealisierung, weil das Wahre zu grob und zu unvornehm ist – das alles ist recht bürgerlich[1]). Trotzdem würde unser Narzißmus nicht schicksalhaft ergriffen, wo er durch orientalische und gotische Einflüsse eine ganz andere Richtung genommen hat. Wir haben bei den Griechen den Autoerotismus als statischen Schwerpunkt genommen als Fixierung vor der drohenden Angst. Worin besteht denn aber die Angst? Die Angst ist Ausdruck eines anderen noch stärkeren narzißtischen Triebes.

III. Die Fixierung an die Mutter aus narzißtischen Gründen

Der Ödipus-Komplex wird von Freud als das erste Schicksal der Libido hingestellt, die Liebe des Kindes zum gegengeschlechtlichen Elternteil. Die Bezeichnung ist der Sage entnommen, in der Ödipus den Vater erschlägt und die Mutter heiratet. Ich glaube, daß sich bei jedem Menschen, sei es Mann oder Frau, primär eine Mutterbindung findet; denn die Mutter wird als Ich-Teil aufgefaßt oder besser als das große Ich, dem man vorgeburtlich eingeordnet war. Erst nach der Lösung dieser primär narzißtischen Identifikation kann die Vaterwahl erfolgen. Es wird um sie, gleichzeitig mit der Gottes-

---

[1]) Freud sagt (Einführung des Narzißmus): Die Anziehung von kleinen Kindern, Raubtieren, Katzen, großen Verbrechern, Humoristen auf Menschen geschehe durch die narzißtische Konsequenz (Selbstgenügsamkeit und Unzugänglichkeit), mit der sie alles ihr Ich Verkleinernde von ihm fernzuhalten wissen.

vorstellung, gerungen. Bei manchen Menschen findet aber keine Mutterablösung statt, auch bei manchen Völkern nicht. Die Griechen haben sich nie von der Mutter abgelöst, haben nie einen Vater und somit auch keinen metaphysischen Gott errungen. Ihr Götterhimmel ist vorwiegend weiblich; regiert nicht hauptsächlich Pallas Athene, die Muttergöttin der Stadt, und Hera? Während die Juden z. B. ein Vater-fixiertes Volk darstellen (patriarchalische Hoheit und Gott), das sogar bodenflüchtig ist (flüchtend vor Mutter Erde, Gott Vater zu folgen), sind die Griechen Ackerbauer und Stadtvolk. Athene die mütterlich weise schirmende Mutterrepräsentanz, Hera die Mutter-Ehefrau, Demeter die Gaben spendende Mutter, Hestia die Hausfrau-Mutter, und Aphrodite die Mutter-Dirne.

Die Griechen aber sind die Kinder, in der Knabenliebe lieben sie ihre eigene Kindheit; in ihrer ängstlichen Bewahrung setzen sie die mütterliche Hut fort. Sie fordern von sich, kalos kai agathos, schön und gut zu sein, wie es eine Mutter stolz von ihrem Kinde will, durch den Sport züchten sie ihre Schönheit, dehnen den infantilen Narzißmus über ihr ganzes Dasein. Ihre Güte aber beschränkt sich nicht anders als die kindliches Liebe auf gutes Betragen und feine Sitte. Auch die Polis ist die Mutter, die Polis vertritt Athene. Die Kämpfe um die Hegemonie der Polis könnte man als Kampf um die Mutter auffassen. Wie äußert sich die Mutter-Fixierung in den Sagen? Denken wir nur an die Idee des hölzernen Pferdes als Symbol des schützenden Mutterleibes, die Idee, die von Odysseus stammt, der dann die lange Irrfahrt macht, wieder zu Penelope (zu einer Schutzsituation) zurück; denken wir an die Befreiung der Ariadne-Mutter, der Kampf um Helena, Medea etc. Betrachten wir die Vater-Bestrafung des Prometheus durch den Geier, den mütterlichen Vogel (s. Freud: Lionardo) überall leidet der männliche Held für das weibliche Prinzip oder erlöst es schließlich. Die vielen Fahrt-Mythen bedeuten alle Fahrt zur Mutter und ganz offen werden zahlreich Vermählungen mit der Mutter beschrieben. Vermählung mit der Mutter, Identifizierung mit ihr bedeuten auch jene Verwandlungen, wo ein Mann sich in eine Frau verwandelt, so hängen die meisten Götter mit einer gleichen weiblichen Repräsentanz zusammen[1]).

Apollos Tempel mit seiner Vertreterin Pythia wurde über dem Tempel des Gottes Python erbaut. Semele ist die Mutter des Dionysos, sie verbrennt an ihm und wird nun zur Gattin. Teiresias, der große griechische Zukunftskünder, ist blind. Darüber schreibt Apollodor: „Einige behaupten, Teiresias

[1]) Bezeichnend für die griechisch-regressive Tendenz ist auch die große Zahl ihrer Verwandlungsmythen, die größer ist als bei anderen Völkern. In den Metamorphosen des Ovid sind uns griechische Urstoffe enthalten. Die Verwandlung bedeutet immer eine Verkleinerung, ein Zurück.

sei geblendet worden von den Göttern, weil er ihre Geheimnisse an die Menschen verriet." Die Geheimnisse der Götter aber sind in diesem Fall die Geheimnisse der Mutter. Pherekydes behauptet auch, „daß Athene den Teiresias geblendet habe, weil er sie unbekleidet gesehen. Athene gab ihm dafür ein Gehör, daß er die Stimmen der Vögel verstand. Auch schenkte sie ihm einen Stab, mit dessen Hilfe er gleich einem Sehenden wandeln konnte." – Ist hier nicht deutlich inzestuöses Verhalten angedeutet? Haben die Griechen davor Angst? Errichten sie deswegen ihre narzißtisch isolierende Beharrung? Ist die „Angst vor dem Chaos", die sie verdrängten und durch starre Selbstfixierung überbrückten, Angst vor der Mutter?

Betrachten wir noch eine Deutung der Teiresias-Sage. – Hesiod sagt: „Teiresias habe bei Cyllene Schlangen einander umwinden gesehen, habe seinen Stab zwischen sie geworfen und sei dadurch plötzlich aus einem Manne ein Weib geworden. Als er diese Schlangen nach einigen Jahren abermals zusammen traf und den Stab nach ihnen warf, ging eine neue Verwandlung mit ihm vor: Er war wieder ein Mann". – Hier findet eine regressive Identifizierung mit der Mutter statt, nachdem er aus der Mutter neue Kraft geschöpft hat, wird er wieder zum Mann und hat neues Wissen und neue Weissagekraft. Die Strafe der Blindheit ist aber eine Warnung für den Inzestwunsch nach der Mutter, der sich aber nicht darin betätigen will, bei der Mutter zu schlafen, sondern in die Mutter zurückzukehren, was mir der Sinn aller Inzestwünsche scheint. Der griechische Sinn für die Statik ist also aufgerichtet über dem verdrängten Wunsch zur Regression. Wie wir vorhin betonten, daß die Griechen absolute Gegenwartsmenschen sind ohne jede Zukunftstendenz, wie ihre Bildwerke im Gegensatz zu Ägypten leicht und unstabil gebaut sind und nicht im geringsten „die Ewigkeit schrecken", – so können wir jetzt sagen, daß der griechische Lebenswille am stärksten wieder zurück will zur Mutter. Opisthen heißt: in Zukunft und zurück. Es ist wie viele Worte gegensinnig. Meint es nicht, daß man über die Zukunft wieder zurückkehren wird?

Die schönste aller Gaben
Wär: nicht geboren sein
Und nie gesehen haben
Der sterbenden Sonne Schein.
Doch bist du einmal geboren,
Wär's schön: in kurzer Stund
Eingehn zu Hades Toren
Und ruhn recht tief im Grund.

(Theognis, übersetzt v. Geibel.)

IV. Die dionysische Regression

Nicht nur bei Theognis, sondern oft finden wir die Todessucht bei den Griechen. Wir zogen in Erwägung, daß die Todessucht gleich der Regression eine narzißtische Zurückziehung der Libido von den Objekten und höchste Lust im Ruhen bedeutet. Der Abstieg des Odysseus zu den Toten scheint mir einen faustischen Abstieg zu den Müttern vorzustellen, er holt sich auch wie Faust neue Kraft von unten, von Teresias, der ganz in der großen Mutter aufgegangen ist. Dieser regressiven Todessehnsucht steht aber die namenlose Angst vor dem Tode gegenüber:

> „Rede mir nicht den Tod weg, strahlender Odysseus
> Lieber wollte ich als Ackerknecht bei dem Niedersten im Dienst stehen,
> Als über sämtliche dahingeschwundene Tote."

oder:

> „Ein Haus aber würde den Sterblichen und Unsterblichen sich zeigen
> Gräßlich voll dumpfen Grauens, wovor selbst Götter es schaudert."
> (Ilias XX)

So schaffen höchste Daseinslust und Todessucht jene außerordentliche Vitalitätsspannung, die wir bei den Griechen bewundern.

Der griechische Narzißmus hat jene gegensinnigen Tendenzen herausgetrieben, deren eine auf autoerotische Bewahrung des So-seins ausgeht, während die andere das So-sein auflösen will im Opisthen – im über sich hinausstrebenden Zurück zur Geborgenheit in der Mutter, dem höchsten narzißtischen Zustand, in dem alle Libido völlig eingezogen ist. Dadurch ergibt sich eine ungeheure unbewußte Triebspannung, die die Römer im Janus vergöttlicht haben – die Griechen waren selber der Janus. Die Griechen haben ihre Bewahrung so ausgedehnt, daß nichts zugelassen wird, was sie sprengen könnten, Plato fordert in der Politeia sogar noch eine Zensur für Musik und Poesie, „darum ist alle auf die Affekte wirkende Poesie zu verbannen und nur Hymnen dürfen zugelassen werden". Perikles aber hat die Flöte verboten als ein Instrument, das das innere Gleichgewicht störe. Damit aber das Verdrängte sie nicht zerstöre, wurden die heiligen bacchischen Feste eingerichtet, die Feste des Dionysos Zagreus, des Zerrissenen und des Dionysos Lysias, des Lösenden. Dionysos verknüpft die Eleusinischen Mysterien mit den Dionysischen Mysterien. In den Dionysischen Mysterien ist Semele die Gattin des Dionysos, die in seinen Armen verbrennt, sie wird in den Eleusinischen Mysterien zur Mutter Kybele. Die Dionysische Regression findet statt in einem Verbrennen, Aufzehren am Dionysos Zagreus, der Myste ver-

brennt in Identifikation mit Mutter-Gattin Semele und kehrt ein in den Schoß der Mutter Kybele beim Dionysos Lysias.

In der Dionysossage ist der narzißtische Vorgang in seiner Ambitendenz dargestellt. Wir haben folgende Dionysossagen überliefert: „Dionysos wird von den Titanen überlistet, sie halten ihm einen Spiegel vor. Als er verharrend seine Spiegelgestalt betrachtet, überfallen sie ihn. Dionysos entzieht sich den Titanen in wechselnden Verwandlungen. Zuletzt wird er unter der Gestalt eines Stieres überwältigt und zerrissen. Nur das Herz rettet Athene. Zeus verschlingt es. Aus Zeus entsteht der neue Dionysos.

Dionysos wird in der typisch griechisch narzißtischen Situation der Eigenbetrachtung überlistet. Alle Libido ist auf sich gezogen. Er merkt das Nahen der Titanen nicht. Er entzieht sich ihnen in regressiven Verwandlungen. Die Gestalt des Stieres ist die Identifikationsgestalt von Zeus, der auch Muttersymbol ist (Athena geboren hat). Das Herz rettet Athene – die schützende Mutter. – Zeus, die zeugend-gebärende Mutter (infantile Einssetzung) verschlingt es und gebiert den neuen Dionysos. – Hier ist das regressive Verhalten deutlich angezeigt. – Es findet eine Regression bis zur Neugeburt statt. Der Philosoph Anaximander deutet in diesem Sinn: Durch Frevel verliert sich das eine Gotteswesen in die Vielheit der Gestalten dieser Welt. Die Titanen zerreißen Gott. (Dionysos ist nur eine Inkarnation des Gottes Zeus). Zeus zerschmettert die Titanen. Aus ihrer Asche entsteht die Vielheit der Menschen. In ihnen ist das versplitterte, gehalbte Element: das Titanische (die sogen. bösen Elemente) und das Dionysische (die guten Elemente.) In dieser Sage ist auch schon das dionysische Zerreißen angedeutet. Im Zerreißen werden die höchsten Kräfte provoziert. Dionysos muß zur Steigerung zerrissen werden. Dionysos wird in der autoerotischen Beharrung in der vitalen Fixierung an das Dasein, an das So-sein von dem Trieb zur Regression zum Tod, zur Mutter überfallen. Beide Triebe prallen aufeinander, ein narzißtischer Konflikt bricht aus, „der griechische Konflikt". Es siegt der todessüchtige Trieb zur Regression. Dionysos läßt sich im Mutterbild des Stieres zerreißen. Er ist Dionysos Zagreus. Im höchsten Erleidnis – in der Exstase kehrt er in die Mutter zurück. Hier wird er Dionysos Lysias, der ruhende, der gelöste. Im Zerrissenwerden in der Ekstase findet außerdem eine Kathartik, eine Reinigung, statt. Durch solche Kathartik hindurch wird man neu geboren. Es ist die Kathartik, „die den Reiniger und Sühnepriester um Hilfe und Abwehr der eigenen Phantasieschreckbilder anrief" (Rohde: Psyche). In der Ekstasis werden alle bewahrungsfeindlichen Tendenzen ausgepufft zur neuen festeren Aufrichtung der Schranken. Die Bacchanten jedoch, und ihr Kreis war groß, lebten in der ewigen Ekstasis. Die Bewahrung hat der vollendeten Regression Platz gemacht.

So zerreißen die Mänaden Böcke und Stiere, indem sie Gott zerreißen. Und da sie trunken an Gott, indem sie sich zerreißen. Böcke als Tiere der Brunst zerreißen sich aus Inbrunst, sie verzehren sie zur völligen Vereinigung mit Gott.

Das ist auch der Sinn der Orpheussage. Eurydike, die Muttergattin, wurde ihm entrissen. Durch Musik erreichte er die Regression, doch die Mutter entschwand wieder. Da tauchte er in den Urschoß, um sie zu erreichen. Auch dieses war vergeblich, weil er sich noch umsehen konnte. Später wird er von Mänaden zerrissen. Nun ist er ganz in die Mutter eingegangen. Das Zerreißen hebt das Trauma der Geburt auf, es ist ein gleicher höchst affektiver Vorgang, wieder in den Schoß zurückzukehren.

V. Der griechische Vatermord.

Ob die Griechen an sich selbst fixiert bleiben, oder ob sie sich mit furchtbarem Aufwand von sich losreißen, sie bleiben immer an ihrem Narzißmus verhaftet, einsam und isoliert. Nicht nur in den Dionysien versuchen sie sich loszureißen, auch in ihren Dichtungen, den Tragödien und in den Spielen. Das aber sind alles Exzesse. Entweder können sie nur in starrer Unbeweglichkeit verharren, oder in Exzessen untergehen. Das harmonische Leben, das sie suchen, bleibt ihnen aber immer fern. Ihre Harmonie ist nur eine Maske[1]).

In der Übersteigerung des Lebens zeigt sich entweder ein Nicht-genughaben am Leben oder Flucht vor dem Leben. In ihrer Forderung nach Harmonie zeigt es sich, wie sehr sie um sie ringen, wie groß ihre Disharmonie ist. Alles hat bei ihnen etwas Gewolltes. Sie stürzen sich hinab. Sie krampfen nach den Quellen. Sie sehnen sich nach dem Element, wollen selbst Element sein, sie wollen selbst die Kraft sein, die die Steine bewegt, sie schaffen sich die Mythe des die Steine bewegenden Orpheus, Arion. Sie wollen selber die Menschen ändern, umkochen, verwandeln (Medea in der Argonautensage, Kirke). Sie wollen Gott sein; sind aus diesem Grunde nicht die Götter ihnen angeähnelt, die Götter zu Menschen gemacht, weil sie selber Gott sein wollen? Ist das nicht die gleiche Tendenz, daß sie Odysseus, den Schweinehirten Eumaios göttlich nennen, daß sie Götter von Menschen verwunden lassen, daß sie sich Intrigen im Götterstaat ausdenken, daß sie Götter menschliche Frauen verführen lassen, ist das nicht der Sinn der so raffiniert mensch-

---

[1]) Und ist ihr ganzes Leben nicht nur ein Schauspiel, eine Maske? Finden wir doch auch fast nie eine menschliche Menschenschilderung bei ihnen. Hinter dem narzißtischen Oberflächenkultus der schönen Form empfinden sie tief alle Sinnlosigkeit. – „Der Mensch ist sinnlos, immer leben wir – nur einen Tag und wissen nicht wie Gott – mit einem Sterblichen es enden werde." (Simonides).

lichen Religion – hat es nicht dieselbe Tendenz, wenn Alkibiades die Hermessäulen umwirft?

Was sie so fanatisch und gehässig wollen, muß mit einem furchtbaren Schuldgefühl verknüpft sein, etwas verbrochen zu haben. Was haben die Griechen verbrochen? – Sie haben um der Mutter, um der Polis, um der Erde willen Gott-Vater gemordet. Das begann mit der barbarischen Entmannung des Gottes-Vaters Kronos von seinem Sohn Zeus. Das kehrt wieder in der Zerreißung des Dionysos und wird zur immerwährenden Wunschfantasie ihrer Mythen und Tragödien. Der Mord des Laios von Oedipus, des Agamemnon von der Mutter Klytämnestra, das Zerreißen des Pentheus von seiner Mutter, das Verbrennen des Herakles am vergifteten Gewand, das die Kreusa ihm gab, – das alles ist Vatermord zugunsten der Mutter, in allem wollen sie Gott töten, um der Empirie willen. Darum wollen sie Gott zwingen, ihn immer provozieren, der Wahnsinn des Herakles, das Zerrissenwerden des Pentheus sind gewollte Provokationen. Sie wollen, daß Gott heraustritt, sie wollen Gottes Hand fühlen, sie sind lüstern nach der Nemesis. Sie leiden so an ihrem Narzißmus, sie können sich nur verschließen in unbeweglicher Starre oder vor dem Leben fliehen in exzessischem Rausch. Sie wissen um ihre furchtbare Vereinzelung, an der das ganze Volk dann so schnell untergeht, als Alexander sie zur Vermischung zwingt. Im Narzißmus liegt ihre chinesische Mauer vor dem Leben. So entsteht ihre schizothyme Spaltung, die Doppeldeutigkeit aus allzugroßer Eindeutigkeit, die Verschwendungssucht aus zu großer Verhaftung. Auch ihr Pantheismus ist Verdeutung aus dem Gefühl des Eingottes, des väterlichen Gottes.

In der Tragödie leben sie die immerwährende Wunschfantasie des Vatermordes aus. Im tragischen Untergang des Helden zerreißen sie den Vater und sich selbst zur Flucht in die Mutter. Ihr eigner tragischer Untergang wird wieder umgedeutet in die Lust am tragischen Untergang. Der tragische „Böse" Held reißt das Unbewußte der Zuschauer empor, befreit sie wie in den Dionysien von der ewigen Spannung des verdrängten Wunsches: des Vatermordes, das heißt des Gottesmordes, um narzißtisch als Gott auf der Erde leben zu können.

„An dem Athenischen Fest der Bouphonien (das Stierfest - Stier-Gottessymbol) wurde nach dem Opfer ein förmlicher Prozeß eingeleitet, bei dem alle Beteiligten zu Verhör kamen. Endlich einigte man sich, die Schuld an der Mordtat auf das Messer abzuwälzen, welches dann ins Meer geworfen wurde" (Freud: Totem u. Tabu).

VI. Der Narzißmus als primärer Urkonflikt

Wenn wir die Regression als einen narzißtischen Vorgang betrachten, wird die Libido zur Mutter nicht mehr darin (allein) bestehen, daß sie erstes Liebesobjekt ist und daraus später zum Ichideal wird, sondern darin, daß sie Ich-Teil ist, sie ist das große Ich, von dem man sich gelöst hat. Aus der Gleichsetzung von Vater und Mutter auf Grund der Geschlechtsmerkmalunkenntnis kann auch der Vater im Sinnbild der Mutter Objekt der Regression werden (z. B. im Fall Schreber) (siehe auch der Wunsch vieler Knaben zu gebären). – Die Gottesvorstellung der Juden könnte z. B. als Vaterregression aufgefaßt werden. Der Messias führt sie einst zum Vater zurück, von dem sie sich abgespaltet haben. Gott ist ihr großes Ich. Bei den Griechen bedeutet die Regression eine Rückkehr in den mütterlichen Schoß, in den Urschoß, von dem die Trennung eine Schuld bedeutete. Der Sündenfall ist die Urschuld, die Trennung – so auch die Theorie der „Daseinsschuld" bei den Orphikern, bei Anaximander und Pythagoras. Die Erlösung aus dem „Kreis der Geburten", dem Kyklos thes geneseos ist die endgültige Rückkehr in die Mutter oder den Vater (als Mutterbild). – Die Regression bedeutet also eine Rückkehr zum großen Ich und zu der spannungslosen Ruhe in ihm. Somit schließt die Regression auch den Vorgang der Sublimierung ein. Bei der „infantilen Regression" bleibt das Ichideal (das frühere ideale unendliche Ich) in der infantilen Verkörperung, es ist „beharrend". Bei der „sublimierten Regression" hat eine „Verwandlung" stattgefunden, es wird versucht, in das ideale Ich soviel wie möglich hineinzuziehen, man will versuchen, es auch empirisch zu verunendlichen, durch Worte und Taten. Doch auch die Werke und Taten haben nur den Zweck der Regression ins unendliche Ich, das ist der narzißtische Teil der Verwandlung, neben dem immerwährenden narzißtischen Teil der Beharrung, der Selbstfixierung.

Die narzißtische Libido ist also nicht nur autoerotische Libido, noch durch Identifizierung autoerotische Libido, sondern sie ist regressiv im Rückstreben zum Urich.

Der allen narzistischen Libidoschicksalen gemeinsame Vorgang ist:

a) Keine Libido auszugeben (Kastrationskomplex),

b) keine Libido einzunehmen (Autoerotismus),

c) die Libido in der Schwebe spannungslos zu halten.

Die Auffassung der Elternfixierung als Regression zum Urich läßt den Ödipuskonflikt auf das narzißtische Verhalten zurückführen, den Kastrationskomplex aus ihm hervorgehen, die Stufen der Libidoentwicklung von ihm abhängig sein. Orale – anale – phallische Stufe sind dann bedingt vom nar-

zißtischen Verhalten. Die Neurosen, Psychosen und Sublimierungen hätten ihren Hauptanteil am narzißtischen Konflikt (für die Psychosen nimmt es Freud teilweise an)[1].

Der narzißtische Konflikt aber besteht in dem Konflikt zwischen Beharrung und Verwandlung; er drückt sich in der Beharrungstendenz u. a. in der Tendenz zur „Isolation", zur lustbetonten Empirie aus. Die Beharrungstendenz begünstigt die Sexualität als narzißtische Spannung. Der Trieb der Libido, sich zu entspannen im sexuellen Akt, beruht auf ihrem Streben, wieder in den narzißtischen Ruhezustand zurückzukehren. – Die Verwandlungstendenz dagegen aktiviert die Ichtriebe, im regressiven Verhalten hat sie die Tendenz zur „Konstellation", indem das Ich die Umwelt zur eigenen Vergrößerung, zur Urichannäherung, in sich zieht. Der Regressionstrieb führt zur Selbstentäußerung und somit zur metaphysischen Einstellung. So haben wir zwei Reihen:

Beharrung:	Verwandlung:
Selbstfixierung	Identifizierung
Regression	Sublimierung
Sexualität	Ichtrieb
Isolation	Konstellation
Empirie	Metaphysik

Der Narzißmus in seiner Ambitendenz trägt den Urkonflikt Autofixierung-(Beharrung)-Regression (Verwandlung) in sich, der schließlich zur Spannung (Empirie-Metaphysik) sich erweitert und erst hier vielleicht den Grundstein zur Entwicklung der Neurosen und Psychosen bildet

Die Beharrungstendenz geht auf empirische sexuelle Lust auf narzißtische Libidospannung, die Verwandlung auf Ich-Vergrößerung, Ich-Ruhe und Ich-Harmonie.

Die Wirkung eines geistigen Vorgangs und unser Entgegenkommen besteht hauptsächlich darin, ob der Narzißmuskonflikt berührt wird und ob die Beharrungs- oder Verwandlungstendenz eine Verstärkung erfahren. Wird die Beharrungstendenz berührt, so findet nur eine Verstärkung der so-seienden Strukturenergie statt, wird die Verwandlungstendenz berührt, so hat der geistige Vorgang die Belebung des Ur-ich-ideal verursacht und die Regression zu ihm gefördert. Die griechische Kultur verstärkt die Beharrungstendenz, doch ihr „Idealismus" regt die Regression zum Ur-ich an (Goethe).

Vielleicht sind manche Neurosen mißglückte Reinigungen (siehe Neurose und Kathartik) zur Rückkehr in das Ur-Ich; denn die Regression kann nur nach einer Reinigung, nach einer Kathartik stattfinden, deswegen muß die Regression dionysisch sein. Daß Angst kathartische Wirkung hat, wissen

[1]) Die narzißtische Beharrungstendenz könnte wiederkehren in der traumatischen Fixierung, dem Festhalten einer Handlung (Zwang) oder Angstvorstellung in der Neurose, der Wiederholungszwang bedeutet aber vielleicht einen durch Beharrung festgehaltenen Willen zur Regression, zur Rückkehr zum damaligen Unglück und seiner Unschädlichmachung.

die Primitiven, deren Riten, besonders Pubertätsriten, so sind, daß die Jünglinge furchtbar geängstigt werden (s. Frobenius, Atlantis, Reik: Das Ritual). Nicht Abschreckung vom Mutterinzest und Vatermord, sondern Reinigung zur Eingliederung in das große Ich des Clans einer Ur-Ich-Imago scheint mir der Angstritus zu sein. Auch die Couvade wird ähnlichen Grund haben, und das Verscheuchen der Dämonen bei Schwangeren. Angst wird also nicht nur Schutzvorrichtung des Organismus sein als Signal der narzißtischen Bewahrung (s. auch Freud: Hemmung, Symptom und Angst), sondern eine regulatorische Vorrichtung zur narzißtischen Verwandlung, zum Ur-Ich.

Der Kastrationskomplex wird eine Quelle auch in dieser Angstvorstellung haben, außerdem wird er der Regressionsneigung teilweise entsprechen, er wird Wunsch nach Selbstkastration bedeuten, wenn eine Mutteridentifizierung aus Regressionswunsch entstanden ist (Feminismus).

VII. Warum die Deutschen die Griechen lieben

Den Griechen erwuchs aus ihrem Narzißmus die schizothyme Spaltung, die sie geneigt zum Wahnsinn macht (Ajax, Herakles), zu Verfolgungswahn (Erynnien), zu blutigen Verbrechen, zur kritiklosen Verurteilung ihrer großen Männer, zu ihrer abergläubischen Furcht. – Andererseits haben sie die große narzißtische Kultur geschaffen, die ruhend in ihrem Narzißmus unvergänglich ist, trotzdem sie auf Vergänglichkeit im Gegensatz zum Orient spekuliert. Ihr isolärer Narzißmus aber vollbringt auch die großen Einungen wie den Untergang der 300 bei Thermopylä, in dem jeder sich in den andern liebt.

Warum haben die Griechen nun auf uns Deutsche eine so besondere Wirkung? Der narzißtische Gehalt ihrer Lebensform ergreift jeden, besonders den Jugendlichen, aber die Deutschen finden in ihnen eine besondere Wahlverwandtschaft in ihrer starren Fixierung an sich selbst, ihrem nicht Aussichherauskommen-Können, das Hölderlin und Nietzsche immer wieder rügen. Hier liegt unsere Bewunderung des romanischen Geistes. Aber nicht nur unsere Beharrungstendenz findet ihr Gegenbild, auch unsere Verwandlungstendenz. Der dionysische Mensch ist dem gotischen Menschen adäquat; gerade der gotische Mensch will als Polarität seine Beharrungstendenz so stark regredieren, in der Exstase des Mittelalters zur Mutter zurück. Das Volk Freias, der Walküren, der Dienerin der Frau Sonne, wird zum Volk Marias und des Christuskindes, die Muttersymbolik findet ungeheure Ausbreitung, die Verehrung der Frau – Mutter – (Minnelieder) findet bei den Griechen die eigenen narzißtischen Regressionszüge wieder.

Heute teilt sich der Narzißmus in die selbstfixierte Liebe im Sport als Ausdruck der Beharrung und in die Liebe zum Kind als Ausdruck der Verwandlung. Die Komplexe ziehen sich gegenseitig an. So wird der Narzißmus der Deutschen angezogen vom griechischen Narzißmus, „Hellas ewig unsere Liebe".

III. SAMMELBERICHTE

FELIX FRISCH:

ZUR FRAGE DER PSYCHOGENESE DER EPILEPSIE.

A. Referat

Das Referatthema bedarf in zweifacher Hinsicht einer mehr weniger willkürlichen Abgrenzung. Es soll hier ausschließlich das Problem der Psychogenese der Epilepsie abgehandelt werden, wobei natürlich nicht zu umgehen sein wird, dort rein psychologische Fragen zu streifen, wo sie von den referierten Autoren für die Krankheitsentstehung herangezogen werden. Die zweite Einschränkung bezieht sich auf den Zeittermin, von welchem an das Referat seinen Anfang nehmen soll; eine historische Bearbeitung der Frage müßte wohl bis auf jene Zeit zurückgreifen, welche in dem epileptischen Krampf den Ausdruck einer Besessenheit zu erkennen glaubte. Dem Zweck dieses Referates schien mir am ehesten zu entsprechen, den Bericht mit der Diskussion in der Jahresversammlung der Société de Neurologie und der Société de Psychiatrie (1) in Paris im Jahre 1909 einzuleiten. Das Programm der Diskussion lautete: Du rôle de l'émotion dans la génèse des accidents névropathiques et psychopathiques. Hierbei wurde auch die Beziehung zwischen „Gemütsbewegung" und Epilepsie erörtert.

Roubinovitsch vindiziert ihr bei der Epilepsieentstehung meist eine sekundäre Rolle, während die wichtigste Bedeutung die hereditären und erworbenen Autointoxikationen besitzen. – Déjérine erinnert, daß es Fälle gebe, wo ohne Zweifel Beziehungen zwischen großen Gemütserschütterungen und dem ersten Anfall bestünden. – Janet schließt sich Déjérine an, berichtet als charakteristisches Beispiel den Fall einer 30jährigen, bis auf leichte Reizbarkeit gesunden Frau, die eines Tages von der gänzlich unerwarteten Scheidungsklage ihres Gatten überrascht wird. Es stellten sich alsbald schwere Angstzustände ein, nächtlicher Albdruck, später eine Art deliranter Zustände in Form von Schlafwandeln. Einen Monat später treten echte nocturne epileptische Anfälle auf. Nach Janet kann die Gemütsbewegung auch schon bestehende Neurosen in Epilepsie umwandeln. Alle diese Erfahrungen veranlaßten Janet zur Aufstellung des Begriffes der Psycholepsie. – Dufour zweifelt an einem ursächlichen Zusammenhang, gibt aber zu, daß eine Aufregung bei einem Epileptiker einen Anfall auslösen kann. – Henri Claude führt einen Fall mit hereditärer Belastung an, bei welchem eine starke Emotion einen anscheinend echten epileptischen Anfall auslöste. Er bespricht die Beziehungen von Hysterie und Epilepsie und meint, daß es Zustände gibt, welche die Differentialdiagnose unmöglich erscheinen lassen. Immerhin habe es den Anschein, als ob die Neurose die Wege zur Epilepsie bereite. – Souques bestreitet entschieden eine engere Beziehung zwischen Hysterie und Epilepsie; es handle sich in solchen Fällen lediglich um eine Koexistenz. – Crocq, Brüssel, bestreitet gleichfalls die Umwandelbarkeit der Hysterie in Epilepsie. – Die beiden Krankheiten können höchstens gepaart auf dem gemeinsamen Boden der Neuropathie erscheinen. Eine Gemütsbewegung könne nur in einem schon lange prädisponierten Wesen die Epilepsie hervorrufen.

Im großen und ganzen stimmten alle Teilnehmer dieser Aussprache darin überein, daß die „Emotion" einen epileptischen Symptomenkomplex nicht hervorzurufen vermag, der durchaus die Folge einer morphologischen Erkrankung oder einer humoralen Störung ist; sie findet sich jedoch häufig als auslösende Ursache von Konvulsionen oder deren Äquivalenten angeführt, bisweilen sogar vor dem ersten epilepti-

schen Anfall, sei aber wohl in die gleiche ätiologische Kategorie wie Übermüdung, Giftwirkung (Alkohol) einzufügen.

Von ganz anderen Gesichtspunkten aus behandelt zwei Jahre später Stekel(2) die Frage der Psychogenie der Epilepsie. Um Stekels Stellung zu diesem Problem augenblicklich zu erfassen, genügt der Hinweis, daß Stekel behauptet, den Begriff Epilepsie nicht besser definieren zu können, als mit den Worten Otto Weiningers: „Ist die Epilepsie nicht die Einsamkeit des Verbrechers? Fällt er nicht, weil er nichts mehr hat, an das er sich anhalten kann?" Stekel meint, daß im Anfall das moralisch Bewußte durch das kriminell-Unbewußte überwältigt wird. Immerhin anerkannte damals Stekel noch die Existenz einer reinen und ausschließlich organischen Epilepsie und bezeichnet die seiner Ansicht nach psychogenen Fälle noch als Pseudoepilepsie. Dies hier hervorzuheben ist notwendig, weil Stekel im Jahre 1924, also 13 Jahre später gemeinsam mit seinen Schülern dieses Problem nochmals und weit eingehender, aber auch expansiver behandelt. Im Jahre 1911 kommt er an der Hand von 4 Fällen, deren epileptischer Charakter jedoch keineswegs erwiesen ist, zu dem Schlusse, daß die Epilepsie häufiger als man geglaubt habe, eine psychogene Erkrankung sei, daß sich in allen diesen Fällen eine starke Kriminalität finde, die vom Bewußtsein als unerträglich abgelehnt werde. Der Anfall ersetzt das Verbrechen, also auch einen – verbrecherischen – Sexualakt. (Adlers Sicherungstendenz). Diese Pseudoepilepsie ist durch Psychoanalyse heilbar.

Im Jahre 1915 setzen die Publikationen des Amerikaners L. Pearce Clark ein, welche in einer fast unübersehbaren Anzahl, nachweislich bis zum Jahre 1926, dieses Problem abhandeln.

Unbefriedigt von allen anatomischen und chemischen Erklärungen, versucht Clark(3) anfangs (1915) auf dem Wege psychologischer Analyse dem Problem näherzukommen. Auf der Libidotheorie Freuds fußend, gelangt er zur Anschauung, daß der Anfall die Befriedigung sexueller Wünsche darstelle. Auch aus der Traumanalyse von Kranken mit kleinen Anfällen findet er dafür eine Bestätigung. In einer zweiten Arbeit (4) desselben Jahres erfahren wir, daß die Ursache der essentiellen Epilepsie in einer Störung eines fundamentalen Lebensprozesses zu erblicken sei. Stets sei ein bestimmter Defekt im Affektleben des Epileptikers, wenn auch in verschiedenem Ausmaße, vorhanden. Der Anfall ist der Ausdruck der libidinösen Kraft im Unbewußten. Die Verantwortung dafür trägt der geistige Infantilismus des Epileptikers, der auf einer libidinösen Fixation in einem frühen Stadium der psychosexuellen Entwicklung beruhe. Am konstantesten finde sich eine mehr-minder starre Anhänglichkeit zu jenem Elter, dessen Geschlecht der Epileptiker selbst angehört. Die narzißtische und homosexuelle Triebrichtung kann sich auch an andere libidinöse Gegenstände fixieren. Diesen emotionellen Infantilismus findet Clark (5), (9) auch in dem Leben und in den Schriften Dostojewskis und anderer Großer. Nach ihm (6) weist das Gefühlsleben des Epileptikers trotz seiner Empfindlichkeit und Explosivität einen erheblichen Mangel auf; sein Narzißmus schränkt den Umfang des Affektlebens, seine Sensitivität die Tiefe der Gefühlsreaktion ein. Es läßt sich beim Epileptiker ein Defekt des „Anpassungstriebes" (?) nachweisen. Eine sehr ausführlich mitgeteilte Analyse hatte eigentlich nur zum Ergebnis, daß Pat. es vorzog, seine Krankheit beizubehalten und seine egoistischen Bestrebungen nicht aufzugeben. Das heißt mit anderen, etwas nüchterneren Worten: die Anfälle blieben unbeeinflußt.

Clark (7) weist darauf hin, daß im petit mal das Bewußtsein keineswegs immer völlig erloschen sei (siehe auch später Schilder). Der Autor erklärt – auf Grund

von **Selbstschilderungen der Kranken** – diesen Bewußtseinsrest im wesentlichen als eine Rückkehr zu kindlichen Wünschen und Instinkten; es sei die Aufmerksamkeit auf die Umgebung ausgelöscht, jene auf die Innenvorgänge bleibe erhalten. Er glaubt auch, daß dieser Zustand im Anfall die Ursache der im bewußten Leben bestehenden Egozentrizität des E. sei. Im Jahre 1922 vertritt Clark(8) neuerdings seine Theorie, die er nunmehr eine **biologische** nennt. Dem Epileptiker sei ein dreifacher Mangel seiner Gefühlsanlage angeboren: Selbstsucht, Überempfindlichkeit und Gefühlsarmut. Deshalb hält er die alltäglichen Traumen nicht aus und reagiert auf diese seelischen und körperlichen Schädigungen eines Tages mit einem epileptischen Anfall. Es ist also der Anfall eine ganz sekundäre Erscheinung und bedeutet nichts anderes, als ein Schutzsuchen des seelischen Mechanismus vor zu starken seelischen und körperlichen Angriffen. Clark erhofft sich aus dem Studium der epileptischen Dämmerzustände tiefere Erkenntnis dieser seelischen Mechanismen, da sich in den Dämmerzuständen das Halbbewußtsein mit Dingen beschäftige, welche den Erfahrungsbestand der ersten Lebensjahre darstellten. Die ausschließlich psychoanalytische Behandlung habe entsprechend dieser Erkenntnisse vorzugehen; dabei sei die Sedativtherapie entbehrlich. In einer weiteren Arbeit(10) desselben Jahres grenzt Clark Anfälle, die mit petit mal Ähnlichkeit haben und bei rasch wachsenden jungen Menschen vorkommen, als epileptoide Ohnmachtsanfälle von der echten Epilepsie ab. Diese bringt er mit einer Überfunktion des Hypophysenvorderlappens in Zusammenhang. Ruhekur und spezifische Behandlung bringen meist Heilung. Es kommen zwar auch bei echter Epilepsie und anderen Psychoneurosen Störungen der inneren Sekretion vor, die aber nicht als Ursache der Krankheit anzusehen sind und deren Beseitigung auch ohne Einfluß auf die Anfälle ist. Ich führe die Arbeit an, weil sich aus ihr die kuriose Einstellung Clarks ergibt, humoral bedingte Anfälle von der Epilepsie abzutrennen und gewissermaßen **nur** die den Psychoneurosen gleichzustellenden Anfallszustände als echte Epilepsie gelten zu lassen.

Für Clark(11) ist die Kernfrage des Problems die nach der prämorbiden Persönlichkeit. Krämpfe, Wutausbrüche, Delirien, manische Erregung seien nur verschiedene Stadien und Äußerungsformen der zunehmenden Erkrankung des Individuums. Der Krampf ist als regressiver und protektiver Mechanismus des überbeanspruchten Organismus zu verstehen. Was Clark(12) unter regressiven Mechanismen versteht, wird besonders in einer weiteren Arbeit auseinandergesetzt, in welcher behauptet wird, daß die Anfallerscheinungen sekundär aus dem primären Narzißmus mit starrer Mutteridentifikation und Unfähigkeit zur Objektlibido herausgetrieben werden. Der Anfall ist die Flucht vor der Wirklichkeit bis zur fötalen Existenz (Mutterleibsphantasien Ferenczis). Die Anfälle verschwinden durch Analyse. Die Therapie hat entweder den Narzißmus zu sublimieren, oder eine Objektbesetzung anzubahnen.

Man wird nun verstehen, daß für Clark genuine Epilepsie nur in solchen Fällen besteht, in welchen er die von ihm supponierten infantilen seelischen Mechanismen erheben zu können glaubt, während er als „discharge convulsions"(13) (Entladungskrämpfe) die Anfälle bei organischen Hirnkrankheiten, Stoffwechselstörungen, Spasmophilie, Helminthiasis, usw. usw. auffaßt, die nur die Krämpfe der echten Epilepsie nachahmen und daher als epileptoid oder epileptiform zu bezeichnen seien. Eine komplette Umkehrung der schulgemäßen Auffassung, aber auch der von Stekel im Jahre 1911 vertretenen Ansicht. Es sei übrigens hier in Parenthese bemerkt, daß Clark(14) seine expansiven Ideen nicht nur auf die Epilepsie beschränkt; denn es findet sich eine Arbeit dieses Autors, in welcher ausgeführt wird, daß bei der Enze-

phalitis das dissoziale Verhalten auf einer Ich-Neurose beruhe, die psychoanalytisch angreifbar sei.

In einer späteren Arbeit des Jahres 1926 beschäftigt sich Clark (15) mit dem Bewußtseinsbegriff im allgemeinen und seinen Störungen im epileptischen Anfall. Er sieht im Bewußtsein einen Prozeß, der alle Lebensäußerungen begleitet und in engster Beziehung zu ihnen steht. (Da nicht zum eigentlichen Referatthema gehörig, kann ich mich auf eine Diskussion dieser Definition nicht einlassen, möchte jedoch gerade im Hinblick auf das Folgende darauf aufmerksam machen, daß dabei alle rein vegetativen Lebensäußerungen vollkommen unberücksichtigt gelassen werden.) Hinsichtlich des epileptischen Anfalles steht Clark auf dem Standpunkt, daß das Bewußtsein während des Anfalles gewöhnlich nicht völlig erloschen, sondern nur gestört sei. Aus den Äußerungen der Kranken glaubt Clark schließen zu dürfen, daß es sich hier um eine stark egoistische Einstellung handle. Mit dieser hänge auch die Neigung zu Wutausbrüchen und Gewaltakten gegen die Umgebung zusammen. Stärke und Grad der Bewußtseinseinschränkung lassen den Grad der Störung erkennen, die der Epileptiker eben erleidet.

Eine weitere Arbeit ist für unser Verständnis der Clarkschen Theorie insofern von Wichtigkeit (16), (17), weil sie uns einen ziemlich klärenden Einblick in die Arbeitsmethodik des Autors gestattet. Wir wissen schon von früher, daß der Narzißmus des Kranken die fötalen Bewegungen im Anfall wiederauftauchen läßt. Um die unübersichtlichen Auswirkungen des Narzißmus analytisch besser und sicherer fassen zu können, hat Clark eine sogenannte „Phantasiemethode" eingeführt. Sie besteht, kurz gesagt, darin, daß der Patient zu willkürlichen Tagträumen erzogen und darin trainiert wird. Es sollen die subjektiven Gefühle eines Säuglings phantasiert werden. Auf diese Weise soll es dem Autor gelungen sein, den „Narzißmus der zweiten Periode" (in der sich das Kind mit der Mutter identifiziert) bewußt zu machen und zu sublimieren. Diese erfolgreiche Analyse gelang ihm nicht nur bei der genuinen Epilepsie, sondern auch bei der Melancholie, Dipsomanie, und einigen „unspezifischen narzißtischen Neurosen". Es muß noch nachgetragen werden, daß Clark (18) in einer 1915 erschienenen Arbeit offenherzig mitteilt, auf welche Weise er auf die Idee seiner Theorie der infantilen Libido der Epilepsie gekommen war. Als er eines Tages von seiner Epilepsiestation nach Hause kam und die Strampelbewegungen seines 3 Monate alten Kindes sah, fiel ihm die Ähnlichkeit der Anfallsbewegungen mit jenen des Kindes auf. Die tonisch-klonischen Muskelaktionen des Epileptikers sind die Bewegungen des Fötus im Mutterleibe. Der initiale Schrei im Anfall ist der des Kindes, welches Unlustgefühle empfindet.

Die Ideen Clarks erfuhren bereits im Jahre 1921 eine scharfe Ablehnung durch den Engländer James Taylor (19), der meint, daß eine psychologische Basis für ein Phänomen, dessen Symptome so scharf umschrieben seien, viel Scharfsinn und nicht wenig Einbildungskraft verlange. Man könnte ebensogut eine psychologische Basis für Jackson-Krämpfe oder urämische Konvulsionen oder die experimentellen Krämpfe nach Absinthinjektion beim Tiere suchen, wie bei den sogenannt genuin-epileptischen Krämpfen.

Besonders scharf wendet sich Taylor gegen die Behauptung Clarks, daß die transitorischen Phobien, Ekstasen, Erregungs- und Depressionszustände stets latente Epilepsien seien. Ebenso dagegen, daß eine ethische Verdorbenheit der Gesamtpersönlichkeit der Epilepsie zugrunde liege.

Ich wende mich nun der Gruppenarbeit Stekels und seiner Schüler aus dem Jahre

1924 zu. Hier fällt zunächst auf, daß Stekel (20) den Begriff der Pseudoepilepsie als psychogene Erkrankung nicht mehr benützt. Er anerkennt zwar eine organisch bedingte Epilepsie, die sich so ungefähr mit dem Begriff der symptomatischen Epilepsie deckt, aber auch diese bedürfe der psa. Behandlung, da sich über der organischen Basis ein „parapathischer" (psychogener) Überbau errichte, der das organische Leiden für die Lustprämie der Neurose ausnütze.

Für Stekel ist jeder Epileptiker ein sogenannter Parapathiker. Das Primäre ist der Haß. Seine Frömmigkeit, Güte, Hilfsbereitschaft ist Überkompensation. „Nach außen Christus, Satan nach innen." Stekel benützt den Begriff der Disposition zur Epilepsie, aber sie ist für ihn in der Spaltung der Persönlichkeit gelegen. Der Epileptiker führe ein Doppelleben: eines der Phantasie und eines der Realität.

Stekel polemisiert in gewisser Hinsicht gegen Clark, dem er Mangelhaftigkeit an psychoanalytischer Technik, Einseitigkeit und das Übersehen des Kriminellen im Anfall vorwirft. Es entbehrt nicht der Komik, wenn Stekel ausruft: „Es ist entschieden unrichtig, daß die Mutterleibsphantasie in jedem Anfall zu finden ist."

Es ist sehr schwierig, in Kürze die Gedankengänge Stekels zu referieren, da er selbst im Anfall eine Verdichtung verschiedenster Motive annimmt. Der Kranke erlebt gleichzeitig in ihm Geburt und Tod, mitunter auch Wiedergeburt. Der Anfall imitiert die Lust des Sterbens. Allerdings gesteht der Autor ein, wie schwer es freilich werde, die Epileptiker zum Geständnis dieser „Todeslust" zu bringen.

In allen Fällen handelt es sich um Regression, die – Clark übertrumpfend – nicht bei der Geburt oder im Mutterleib Halt machend, sondern bis zum primitiven Menschen zurückgehe. Es gibt aber auch eine Regression, die bis in den Leib des Vaters reiche (Spermatozoenträume). Stekel versucht verschiedene Anfalltypen aufzustellen:

1. Der Epileptiker flüchtet aus einer unerträglichen Situation in einen Affektrausch oder in eine Ohnmacht. In diese Kategorie reiht Stekel auch die Affektepilepsie von Bratz.
2. Der Epileptiker erlebt ein bestimmtes Erlebnis aus seiner letzten Zeit.
3. Er erlebt ein Trauma der frühen Jugend.
4. Der Anfall wiederholt die Szene der Geburt.
5. Der Anfall führt die Regression bis in die embryonale Zeit zurück.
6. Der Epileptiker erlebt seinen eigenen Tod.
7. Er begeht einen verbotenen sexuellen Akt.
8. Er begeht ein Verbrechen.

Zum Verständnis der Stekelschschen Hypothese scheint es mir ratsam, noch einige Zitate anzuführen. Den Zungenbiß faßt der Autor nicht als Zufall auf (ist es ja auch nicht. Ref.), sondern als das Verlangen, zu beißen und Blut zu saugen. Die krampfhaft geballten Fäuste drücken oft den Impuls zum Würgen aus. Es sind dies die Fälle, die zyanotisch werden, weil sie die Zunge wie einen Knebel gegen den Gaumen drücken. Übrigens hat der Karotiden-Kompressionsversuch von Tsiminakis nach Stekel nichts mit der Karotis zu tun. Es ist die Würgephantasie, die ausgelöst wird.

Die Grenze zwischen Simulation und echtem Anfall ist kaum zu ziehen. Die Kranken gestehen, daß sie die Anfälle nach Belieben produzieren.

Lassen wir in tunlichster Kürze die wenigen Beispiele, welche in dieser Arbeit angeführt werden, Revue passieren, so hören wir von einer 28jährigen Arzttochter, welche täglich bis zu 5 Anfällen erlebte, aber nur bei den Morgenanfällen vom Vater betreut werden konnte. Nur bei diesen riß sich das Mädchen das Hemd vom Leibe,

so daß der Vater sie nackt sehen mußte; er beruhigte sie, massierte ihren Rücken, streichelte sie und gab ihr schließlich Wasser zu trinken. Diagnose: Epilepsie!

Oder ein 36jähriges Mädchen mit seltenen Anfällen, bleibt bei diesen 2–3 Wochen stumm im Bett liegen. Zeitweise Nahrungsverweigerung und Depression. Diagnose: Epilepsie!

Oder ein 31jähriger Arzt, an Zornanfällen leidend, dringt mit erhobenen Fäusten auf seine Frau ein, weil sie eine abfällige Bemerkung über eine von der Mutter des Patienten zubereiteten Speise gemacht hat. Unter gemeinen Schimpfworten zwingt er sie, auf dem Stuhle durch eine Stunde sitzen zu bleiben, ohne sich zu rühren. Dann merkte sie, daß er müde wird, sie steht auf, wirft ihn auf das Sofa, wo er eine Stunde liegt. Völlige Amnesie für das Geschehene. Diagnose: Epilepsie.

Resumiere ich kurz den Standpunkt Stekels in den wesentlichen Belangen, so ergibt sich: Stekel hält den Epileptiker, im Gegensatz zu Clark, nicht für einen Defektmenschen, sondern für einen sogenannten Parapathiker. Als solcher ist er eine Rückschlagerscheinung und zeigt die Ur-Reaktionen des primitiven Menschen. Der Haß ist nach Stekels Auffassung im Menschen das Primäre. Diese ursprüngliche Haßeinstellung werde vom Epileptiker nicht verlassen, wodurch er in Konflikt mit seiner Umgebung und der Gesellschaft gerate, weshalb er in der Religion Schutz suche, den er auch in seinen Anfällen finde. Jeder Anfall verstricke den Kranken tiefer in das Gewebe seiner fixen Idee, bringe ihn immer tiefer in das Reich der Phantasie, mache ihn immer mehr introvertiert. Der progressive Charakter der Krankheit beruhe eben auf dem Fortschreiten der Introversion und sei leider oft eine Folge der falschen Behandlung (worunter Stekel in erster Linie die Sedativbehandlung versteht, welche er auch sofort brüsk abzubrechen empfiehlt!).

Wende ich mich nun den Publikationen der Schüler Stekels zu, welche kasuistisches Material bringen, so muß ich zunächst bemerken, daß ich des Langen die Frage erwogen habe, ob es Aufgabe der Berichterstattung sein könne, die beschriebenen Fälle hier des Näheren zu erörtern. Es mußte schon deshalb davon Abstand genommen werden, weil das Referat sonst eine ungebührliche Ausdehnung erlangt hätte; ich werde mich daher nur auf kurze Hinweise beschränken müssen.

Hier ist zunächst die Arbeit Gravens (21) zu erwähnen. Sie behandelt die Analyse von 10 Fällen von Epilepsie, die „größtenteils geheilt oder so gebessert wurden, daß man von einer Heilung sprechen kann". Es ist der Umstand bemerkenswert, daß der Autor einleitend zugibt, die deutsche Sprache nur mangelhaft zu beherrschen, die meisten Kranken sich einer Dialektsprache bedienten – einer sprach ein Gemisch aus Tschechisch, Deutsch und verschiedenen Mundarten – was den Autor zu der Bemerkung veranlaßt: „Wenn ich heute zurückblicke, so weiß ich nicht, wie ich diese Schwierigkeiten überwunden habe, aber ich habe sie überwunden." Die Behandlungsdauer schwankte von wenigen Wochen bis ungefähr einem halben Jahr. Katamnesen erstreckten sich auf einige Monate; zum Teil sehr ausgedehnte Traumanalysen. Es fällt der Widerspruch zwischen den immer wieder betonten Schwierigkeiten und der glatten, raschen und erfolgreichen Erledigung der Fälle auf. Ich komme auf einiges später noch zurück.

Eine Arbeit von Heberer (22): Die Analyse eines Falles von 22 Jahre lang bestandener Epilepsie. Ergebnis: In dreimonatiger Behandlung kein Anfall mehr aufgetreten. Am Tage der Abreise – Patientin wird vom Gatten abgeholt – neue Anfälle. Der Arzt, der „selbst im Augenblicke etwas bestürzt über die kuriose Tatsache war, daß nach dreimonatiger Pause unvermutet wieder Anfälle auftreten", ist sich alsbald darüber klar, daß eine zu starke Übertragung daran schuld sei. Es kommt zu einer ein-

stündigen Konsultation, in welcher Patientin über die Zusammenhänge aufgeklärt wird. In den allernächsten Tagen zusammen noch weitere 6 Anfälle. Nach „vielen Monaten" hat sich das Leiden nicht mehr gezeigt. „Die Patientin trägt ein kostbares Gut in ihrem Schoß und sieht in glücklichem Sehnen dem großen Erlebnis entgegen."

„Eine Epilepsieanalyse" von Fritz Wittels (23). Die Analyse führte nicht zur Heilung, aber nach des Autors Meinung zur Besserung, sie mußte allerdings vorzeitig abgebrochen werden.

Ferner „Ein geheilter Fall von epileptischen Krämpfen" von Sonnenschein (24). Die Psychoanalyse ergibt Trotzeinstellung gegen den Vater, den Patient erschlagen möchte. Er identifiziert sich deshalb im Traume mit einem Pferd aus dem Stalle des Vaters, weil es dem Vater eventuell den Penis abbeißen könnte. „Er spielt mit Mutterleibsphantasien, denn da wäre der geeignetste Moment, den Vater bei dem Verkehr mit der Mutter zu kastrieren. Er würde dem Vater den Penis abreißen." Nach beendeter Analyse vollständig gesund! Die Arbeit stammt aus der Psychiatrischen Klinik Belohradsky in Brünn.

An anderer Stelle ein zweiter Fall von Heberer (25), der nach 12jähr. Bestande psychoanalytisch geheilt wurde. Katamnese: Brief des Gatten: Frau und Kind sind wohlauf.

Mittlerweile waren auch schon fremde Arbeiten über dieses Thema erschienen:

Lloyd H. Ziegler (26): Fall von Epilepsie mit gewissen, auf Analerotismus weisenden Symptomen, dessen Anfälle als Flucht vor bestimmten unlustbetonten Situationen gedeutet werden.

Edward H. Raede (27): Jugendliche Epileptika; durch Psychoanalyse wird Besserung ihres asozialen Charakters herbeigeführt, wodurch die Epilepsie geheilt erscheint.

Gilles und Carriot (28): berichten von einem 40jähr. Epileptiker, der seit 17 Jahren an großen und kleinen Anfällen leidet, mit psychischer Abschwächung, postparoxysmalen Störungen, Fugue-Zuständen usw. Die Analyse der Äußerungen des Kranken, sowie seine Träume decken einen Ödipus-Komplex auf. Die Anfälle sistieren, doch führen die Autoren dies weniger auf die Psychoanalyse, als auf die Verabreichung von Gardenal zurück.

Einen in mancher Hinsicht wichtigen Beitrag zu unserem Problem scheint mir die Arbeit von Allende-Navarro (29) zu erbringen. Zwei Papageien mit ausgebildetem Sprachvermögen erleiden einen schweren psychischen Schock, worauf sich epileptische Anfälle einstellten, bei dem einen zuerst vom Charakter des petit mal, dann später große Anfälle von tonisch-klonischen Zuckungen und anscheinendem Bewußtseinsverlust. Bei dem anderen kommt es zu einer Art Jackson, der sich dann generalisiert. Ferner treten motorische Störungen auf vom Charakter der Abasie, Sprachstörungen, bei dem einen zunächst an Paraphasie erinnernd. Schließlich hört die Sprache gänzlich auf. Es kommt zu Schluckstörungen, Erbrechen, Tod. Mikroskopisch fanden sich Veränderungen im Mesostriatum, und zwar in der Neuroglia, in den Ganglienzellen, im Plexus chorioideus und im Ependym. Degeneration einzelner Faserzüge. Als Grundlage dieser Veränderungen nimmt der Autor endokrine Störungen an.

Ein sehr interessanter Beitrag wird von Károly Schaffer (30) geliefert. Ein 13jähr. Mädchen mit echt epileptischen Krämpfen. Nach 2–3 Jahren tritt ein Zustand von Manieriertheit auf, mit Neigung zum Grimassieren, Reizbarkeit, begleitet von Theatralität. Auf der Höhe der Affektkrise Status epilepticus. Nach Jahresfrist nehmen die Anfälle deutlich Jackson-Typ an mit positiven Befunden im Fundus und Röntgen-

bild. Die Operation fördert ein aus der Umgebung ausschälbares Glioma haemorrhagicum mit Alzheimerschen Gliazellen und Status spongiosus der Umgebung zutage.

Ein Fall von Karl A. Menninger (31). Epilepsie auf dem Boden angeborener Lues. Anfälle scheinen dem Autor psychisch determiniert, werden psychotherapeutisch beeinflußt. Daneben wurde allerdings auch Luminal verabreicht.

Rouquier und Vuillaume (32) meinen, daß es doch Übergänge zwischen epileptischen und hysterischen Krämpfen gäbe, so grundverschieden auch die epileptischen und hysterischen Anfälle seien. Allerdings sei auch die psychische Grundlage bei beiden Krankheiten ungefähr die gleiche: bei beiden finden sich analoge konstitutionelle psychopathische Züge. Beim gleichen Individuum können organepileptische und funktionelle (hysterische) Anfälle vorkommen, welche dann eventuell nicht immer zu unterscheiden sind.

Ein sehr merkwürdiges Krankheitsbild schildert Stransky (33): Eine 35jähr. Lehrerin wird von einem Auto niedergestoßen, erleidet eine Schädelbasisfraktur und andere schwere Verletzungen. Sie ist durch 3 Wochen deliriös. 11 Monate später treten Anfälle auf, die zum Teil nur in Erblassen bestehen und dem eigentümlichen Erleben, als ob jemand anderer ihr Denken leitete, es sofort in Worte kleidete, als wären ihre Gedanken nicht mehr die ihrigen, sondern eine Art Bericht über ihre augenblickliche Situation. Zum Teil kommt es zu Bewußtseinstrübungen, einmal auch zu Secessus urinae. Unter Brom und Luminal werden die Anfälle seltener. Hypnosetherapie bewirkt günstige Beeinflussung des psychischen Befindens. Stransky faßt die Anfälle als wesentlich psychisch-epileptische Anfälle auf.

Treves (34) behauptet an der Hand von 9 kurz berichteten Fällen, daß es überhaupt keine reinen Fälle von Epilepsie gäbe, sondern nur Hystero-Epilepsien, weshalb in jedem Falle psychogene Momente nachweisbar sein müßten. Der Mechanismus der epileptischen Anfälle umfasse Automatismus und Hemmung. Der hemmende Mechanismus habe nahe Beziehungen zur Hypnose und zum Traum, welche die Anknüpfungspunkte zur Psychoanalyse abgeben.

Auch Frankl (35) findet bei den meisten Epileptikern zahlreiche hysterische Symptome. Die Hysterie gibt den Manifestationen eine theatralische Färbung.

Was nun den Begriff der Hystero-Epilepsie, dieses alte Streitobjekt, betrifft, so hatte sich im Anschluß an eine allerdings nicht sehr kritische Darstellung eines Falles von Galant (36) (junges Mädchen betreffend, das auf den Anblick grauenhafter Mordtaten während der russischen Revolution mit einem Dämmerzustand reagierte, der sich später noch mehrmals in milderer Weise wiederholte. Anfangs soll sie sich auch in die Zunge gebissen haben), eine heftige Polemik zwischen diesem und Bleuler (37) entwickelt. Galant wollte seinen Fall als typische Hystero-Epilepsie aufgefaßt wissen, wogegen sich Bleuler sehr scharf wendet und eine Neubelebung dieses Begriffes, noch dazu auf Grund eines ungenügend beobachteten Falles, ablehnt. In seiner etwas gereizten Replik hält Galant (38) an diesem Begriffe fest und reserviert ihn für die Fälle von Epilepsie psychogenen (id est hysterischen) Ursprungs.

Übrigens stammt schon aus dem Jahre 1921 eine spanische Arbeit von Fernandez Sanz (39), der die alte Ansicht Binswangers vertritt, daß die sogenannte Hystero-Epilepsie einfach eine Überlagerung hysterischer und epileptischer Symptome auf degenerativer Basis bedeute. (Siehe oben die Ansichten von Souques und Crocq.) Die Differentialdiagnose läßt sich nur auf Grund der Gesamtheit der Symptome stellen.

Nyirö und Jablonszky (40) weisen auf die Kombinationsfälle von Epilepsie und Schizophrenie hin. Die Fälle, in welchen gleichzeitig epileptische Manifestationen und

schizoid-psychopathische Züge beständen, bieten nach Ansicht der Autoren hinsichtlich der Rückbildung der epileptischen Erscheinungen eine bedeutend günstigere Prognose.

Leider nur im Referat zugänglich war mir die zweifellos sehr interessante Arbeit von Klara Lazar (41). Bei Hyperventilationsversuchen zeigten sich oft dem Anfall vorangehend oder ihn substituierend psychomotorische Erscheinungen nebst verschieden tief greifenden Störungen des Bewußtseins, halluzinatorische, paranoide, affektive und parathymische Erscheinungen; besonders bei solchen Individuen, welche auch sonst vornehmlich psychoneurotische Erscheinungen paroxysmal aufwiesen, traten oft ausschließlich psychische Erscheinungen im provozierten Anfall auf. „Bei entsprechender Veranlagung werden auch die das Bewußtsein, die Kritik, das Affektleben regulierenden Gebiete des Gehirns durch chemische Noxen gereizt und können periodisch psychopathische Erscheinungen: hysterische Anfälle, paranoide Symptome, heftige Affektäußerungen hervorrufen."

H. Freund (42), Adler-Schüler, schreibt über Selbsterziehung in einem Falle von genuiner Epilepsie: Eine 23jähr. Frau, welche seit dem 14. Lebensjahre an Krampfanfällen leidet; die Anfälle sind selten, aber typisch epileptischen Charakters. Die Analyse, natürlich im individualpsychologischen Sinne geführt, macht eine durch äußere Verhältnisse nicht zur vollen Entwicklung gelangte, dem älteren Bruder gegenüber überlegene Veranlagung zum Ausgangspunkt aller psychologischen Erwägungen, und veranlaßt den Verfasser zu der Annahme: Der epileptische Anfall könnte als symbolischer Widerstreit eines derartigen Verhältnisses von ursprünglicher Aktivität und erzwungener Passivität in tiefstes Sichfallenlassen und wütender Auflehnung dagegen angesehen werden. Die Behandlung bestand in einer nur kurz dauernden Analyse, hauptsächlich aber in einem Einführungskurs in die Individualpsychologie, so daß das Schwergewicht auf die Selbsterziehung gelegt war. Es seien seit längerer Zeit keine Anfälle mehr aufgetreten. „Daraus läßt sich noch nicht auf eine Heilung der Epilepsie schließen, dagegen kann die neurotische Lebensweise als überwunden angesehen werden." Der Autor meint schließlich auch, daß selbst wenn die Epilepsie eine organische Krankheit sei, die Feststellung der psychogenetischen Komponente in der Ätiologie organischer Krankheiten die therapeutische Anwendung des „als ob" (keine organische Krankheit vorläge) vielleicht gerade bei der Epilepsie besonders aussichtsreich mache.

Zu dem bisher erörterten nehmen noch zwei wichtige Arbeiten Stellung. Die eine findet sich im „Entwurf zu einer Psychiatrie auf psychoanalytischer Grundlage" von Paul Schilder (43). In dem der Epilepsie gewidmeten Kapitel beschäftigt sich Schilder zunächst mit der psa. Exploration eines postepileptischen Verwirrtheitszustandes, der sich nach gehäuften petit mal-Anfällen eingestellt hatte. Soweit es sich hier um eine psychologische Analyse des Dämmerzustandes handelt, fällt die Arbeit aus dem Rahmen dieses Referates. Immerhin ist zum Verständnis des Folgenden der Hinweis von Wichtigkeit, daß Schilder zufolge seiner prinzipiellen Einstellung in dieser Analyse gleichfalls die Vernichtungs- und Wiedergeburts-, also auch Mutterleibsphantasien zu finden glaubt, ferner den Narzißmus und die Neigung zu Aggression des Epileptikers betont. Es ist bedauerlich, daß Schilder zu den Hypothesen Clarks und Stekels keine präzisere Stellung nimmt. Er läßt den Leser darüber im unklaren, ob er den Standpunkt dieser Autoren, deren Verdienste, besonders Stekels, er hervorhebt, durchwegs zu den seinen macht. Seine Ausführungen gewinnen für unsere Fragestellung erst dort an Bedeutung, wo er das Problem erörtert, ob diese psychischen Momente einen genetischen Faktor abzugeben vermögen. Schilder, der die Epilepsie

durchaus als organische Krankheit ansieht, vertritt – unseres Erachtens mit Recht – den Standpunkt, daß jede organische Hirnerkrankung, welche eine Abänderung der psychischen Verläufe setzt, auch psychologisch müsse definiert werden können. Aber, ebenso wie bei der Schizophrenie müsse auch hier die Auslösung durch ein aktuelles Ereignis keineswegs bedeuten, daß die Krankheit durch dieses auslösende Moment erzeugt werde. Hierzu seien eigene „Fixierungsstellen" notwendig, die in sehr primitiven psychologischen Verhältnissen gesucht werden müssen, welche den organischen nahestehen. Auch sei es notwendig, die Psychogenese der Epilepsie und jene des einzelnen Anfalles gesondert zu behandeln, zwischen aktuellem Anlaß und Fixierungsstelle müsse streng unterschieden werden.

Von Bedeutung sind auch Schilders Ansichten über die Amnesie des Epileptikers. Wir danken Schilder zweifellos die Erkenntnis, daß der epileptische Ausnahmszustand – (aber auch nur dieser. Ref.) – keine vollkommene Auslöschung jeder Erinnerungsspur mit sich bringt. Schilder wirft die Frage auf, warum trotz vorhandener Erinnerungsspur nicht erinnert werde, und meint, daß die archaisch-primitiven Trieberlebnisse des Ausnahmszustandes dem Tagesbewußtsein nicht mehr genügen und daß die Verdrängung durch die Lückenhaftigkeit der Erlebnisse erleichtert wird.

Die zweite Abhandlung, welche hier hervorgehoben werden muß, ist eine Arbeit Emil Redlichs (44). Der Autor räumt einleitend die Berechtigung psychologischer Untersuchung sowie auch psychotherapeutischer Bestrebungen bei als organisch aufgefaßten Krankheiten ein. Redlich erörtert sodann in der diesem Autor eigenen kristallenen Klarheit die Beziehungen der Bratzschen Affektepilepsie, der reaktiven Epilepsie Bonhöffers, zu der sogenannten genuinen Epilepsie und will nicht ohne weiteres die von mehreren Autoren, wie etwa Hauptmann, Gruhle u. a. geforderte Abgrenzung von der echten Epilepsie zugeben. Schließlich wendet er sich gegen die Vertreter der Lehre von der ausschließlich psychogenetischen Epilepsie, gegen deren Beweisführung er polemisiert und deren allzuweit gehende Anschauungen er ablehnt. Es ist zu bemerken, daß in einem in der Zeitschrift für Psychoanalyse erschienenen Referat über diese Arbeit Redlichs ausdrücklich erklärt wird, daß ein solcher Radikalismus in der Epilepsiefrage (nämlich die psa. Behandlung als die einzig richtige darzustellen) im analytischen Lager nie vertreten worden ist.

Ich glaube meinen referierenden Bericht nicht abschließen zu dürfen, ohne der neueren Literatur über die Affektepilepsie zu gedenken. Meine Aufgabe ist dadurch wesentlich erleichtert, als ich in dieser Hinsicht auf die höchst beachtenswerte Arbeit von Erich Guttmann (45) aus dem Jahre 1929 verweisen kann, die, abgesehen von ihrer reichhaltigen Literatur, eine klare historische Darstellung des Problemes bietet und eine Reihe sehr sorgfältig geführter Krankengeschichten mit gewissenhaften Katamnesen liefert. Sie kommt zu dem Schlusse, daß die früher einheitlich als Affektepilepsie abgegrenzten Fälle sich in keiner Hinsicht als einheitliche Krankheitsgruppe auffassen lassen. Immerhin glaubt Guttmann, eine sehr kleine Zahl seiner Fälle doch als affektepileptische von der gewöhnlichen symptomatischen und idiopathischen Epilepsie abgrenzen zu können, weil bei jenen Anfälle durch affektive Erregung auf hinreichend geklärtem Wege hervorgerufen werden können.

B) Kritische Zusammenfassung

Wenn ich mich im folgenden einer kritischen und zusammenfassenden Besprechung des Problems zuwende, so kann ich allen jenen Arbeiten gegenüber, welche in der sogenannten genuinen Epilepsie ausschließlich eine psychogene Neurose sehen wollen

zunächst in formaler Hinsicht den Vorwurf eines mangelhaften wissenschaftlichen Verantwortungsgefühls nicht unterdrücken. Wenn man sich genötigt glaubt, eine der schulgemäßen Lehre völlig fremdartige These aufzustellen, so wird man, meine ich, an einer belegreichen, sorgfältigen Beweisführung gar nicht genug tun können. Sieht man sich aber diesen vielfach feuilletonistischen Oberflächlichkeiten gegenüber, so liegt tatsächlich die Frage nahe, die Redlich in seiner Polemik gestellt hatte, ob denn diese Autoren auch wirklich einmal einen echten epileptischen Anfall gesehen und ob sie, wie ich hinzufügen möchte, wirklich einmal mit einem echten Epileptiker zu tun gehabt haben. So etwa Graven, der eine Krankengeschichte epikritisch abschließt ...... „Dieser wunderbare Traum zeigt uns die Regression bis in das Uterinleben. Es ist anzunehmen, daß jeder Epileptiker in seinen tiefen Schlafzuständen Ähnliches erlebt. Er geht immer weiter und weiter zurück, bis er sich schließlich im Mutterleibe befindet, woran sich die Wiedergeburt anschließt – mit diesem Traum war die Krankheit beendet; Pat. ist sich aller seiner krankhaften Impulse bewußt, er hat den Mut zu sich selbst und blickt furchtlos auf das ‚Haupt der Medusa'. Er sieht seine kriminellen Impulse gegen seinen Vater und gegen seine Frau, er gesteht sich Inzestimpulse und katalysiert sie im Lichte des Bewußtseins, er zerstört die bösen Gedanken und beraubt sie ihrer Schärfe, er ist lebensfroh und arbeitsfreudig." Oder etwa die kurz berichtete Krankengeschichte Stekels: „Der Kranke kam in das Zimmer und sah seine Mutter am Fensterkreuz hängend. Anstatt sie abzuschneiden, rannte er seinen Vater holen, wobei er eine Melodie summte. Der Vater kam eilends, es war zu spät, die Mutter war verschieden. Im Anfall hängt der Kranke den Kopf nach vorwärts, genau wie er seine Mutter hängen sah und streckt die Zunge heraus. Wir sehen, daß der Anfall in letzterem Falle nicht nur Lust bedeutet, sondern einen Vorwurf wiederholt. Er ist wie eine ewige Warnung: Du bist ein gefühlloser Mensch usw. usw. . . . Aus Somatisation dieser Gefühllosigkeit zeigt der Kranke eine vollkommene Anästhesie der beiden Arme usw. usw. . . ." (Krankheitsgeschichte einer Epilepsie!).

Solcherart Beispiele ließen sich in großer Zahl bringen.

Ich glaube auch nicht, daß der Erklärung Clarks, wie er auf seine Theorie der infantilen Libido der Epileptiker gekommen ist, der Wert einer naturwissenschaftlichen Beweisführung zugebilligt werden wird. (Wie oben bereits berichtet, erinnerten ihn die Strampelbewegungen seines drei Monate alten Kindes an die kurz vorher gesehenen Anfälle der Epileptiker.) Obschon ich, durch Clarks Mitteilung aufmerksam gemacht, auch heute noch nicht imstande bin, auch nur die entfernteste Ähnlichkeit zwischen den Strampelbewegungen eines Säuglings und den Krämpfen eines echten epileptischen Anfalls zu finden, will ich sogar zugeben, daß gegebenenfalls einmal eine solche Gedankenassoziation in einem ärztlichen Beschauer ablaufen könnte. Diese würde wohl jeden biologisch denkenden Mediziner zu dem einfachen Schlusse veranlassen, daß, gleichviel welcher Impuls zu seiner psychomotorischen Auswirkung gelangt, das Bewegungsphänomen in den mehr-weniger engen Grenzen der gesetzmäßigen Funktionsmechanik des Zentralnervensystems verharren muß. Daraus aber zu folgern, daß der Epileptiker die kindlichen – und sofort noch ein weiterer Sprung – auch die fötalen Bewegungen nachahme, und diese Folgerung zum Fundament der ganzen oben auseinandergesezten Hypothese zu machen, fällt derart aus dem Rahmen naturwissenschaftlicher Denkmethodik, daß eine Brücke des Verständnisses zu errichten unmöglich wird. Es soll durchaus nicht scherzhaft verstanden werden, wenn ich meine, daß die Rationalisierungsversuche hirnphysio- und

pathophysiologischer Mechanismen gleichfalls eine Regression zum Denken der Primitiven darstellen. Denn welch großer Unterschied ist schon zwischen der Vorstellung von der „Teufelsbesessenheit" und den Haß-, Mord- und Blutrauschorgien der Stekelschen Auffassung? –

In sachlicher Hinsicht ist gegen alle diese Hypothesen ein Einwand zu erheben, welchen O. Förster (46) im Jahre 1926 auf der Düsseldorfer Tagung beredten Ausdruck verliehen hat. . . . „Wie Hiob den Tag verfluchte, da er seiner Mutter Leib entstiegen war, sehnt sich der E. zurück nach jenen Zeiten, da er noch fernab von der grausamen Wirklichkeit des extrauterinen Daseins im stillen, sicheren Port des mütterlichen Schoßes sich nach Herzenslust an der Nabelschnur schaukeln, in den Wellen der Amnionflüssigkeit mit Kopf und Rumpf, Armen und Beinen ungestraft plätschern und strampeln konnte und durch seine übermütigen Stöße die Mutter nicht nur nicht beleidigte, sondern im Gegenteil, in Entzücken versetzte. Nach der Bewußtseinsstufe jener Tage, ebenso wie nach der durch keine Fessel gebundenen Freiheit der Motorik sehnt sich der E. zurück usw. usw. Das kann so sein. Aber wer will das wissen und beweisen? Das ist meines E. alles nichts als Phantasie." Jedenfalls handelt es sich hier um naturwissenschaftlich unfruchtbare Phantasien. Schilder ist sich der Schwäche dieser Forschungsrichtung bewußt und sucht eine Brücke zu den biologischen Methoden damit zu schlagen, daß er eine „spezifische Fixierungsstelle" postuliert, die gewissermaßen die Somatisation des Anfalles herbeiführt. Was sollen wir aber damit anfangen, wenn, wie Schilder meint, die Regression bis zu „organisch erstarrten Schichten" führen muß?

Ein weiterer Einwand kann gegen die besprochenen Hypothesen dahin erhoben werden, daß ihre Psychologie gar zu einfache geradlinige Kausalzusammenhänge voraussetzt. „Der Epileptiker begeht im Anfall ein Verbrechen," „er erlebt seinen Tod," „der Anfall wiederholt die Szene der Geburt" usw. usw. Gibt es denn in der Natur überhaupt so einfache Bindungen? Ich selbst (47) habe schon vor 10 Jahren gerade in Beziehung zum Epilepsieproblem die Annahme solcher unmittelbar kausaler Zusammenhänge als abwegig bezeichnet und den Satz geprägt: „Das klinisch-ätiologische Kausalbedürfnis hat in der Pathologie stets wie ein Irrlicht verführt, alle erdenklichen Vorkommnisse als ‚Ursachen' zu verzeichnen, ohne sie auch biologisch zu qualifizieren." Und damit glaube ich, sind wir beim Kernpunkt der Frage nach der Psychogenie der Epilepsie angelangt.

Gehen wir von den Tatsachen aus, so ist eines sicher: Die klinische Erfahrung findet so häufig ein psychisches Moment dem Beginn des Leidens vorgesetzt, daß man daran nicht achtlos vorübergehen darf, wie es die früher ausschließlich morphologisch eingestellte Forschung getan hat. Freilich hatte Redlich vollkommen recht, wenn er hinsichtlich des Termines des ersten Auftretens der Krankheit zur Vorsicht mahnte; immerhin bleibt sicher eine große Zahl von Fällen, die tatsächlich im zeitlichen Anschluß an einen psychischen Vorfall epileptisch erkrankten. Die Vorfälle sind natürlich verschiedenster Art. Am häufigsten findet sich der einfache psychische Schock, das Kind, das von einem Hunde angefallen wird, Menschen, die im brennenden Hause brüsk aus dem Schlafe geweckt werden, ein erwachsener Mann meiner Erfahrung, der als Knabe Augenzeuge des Ertrinkungstodes eines Kindes und des sich unmittelbar anschließenden Selbstmordes der verzweifelten Kindesmutter war, kurz darauf echte Anfälle erlitt und seither epileptisch ist. Es gibt aber auch sicherlich Fälle, welchen kompliziertere, psychoanalytisch faßbare Vorgänge zugrundeliegen, wie etwa der einer Frau, welche den Tod ihres im Kriege gefallenen Mannes erfährt,

daraufhin echte epileptische Anfälle bekommt, während das eingehende psychische Examen tiefgehende eheliche Zerwürfnisse aufdeckt, u. a. m.

Untersucht man diese Kranken klinisch und stoffwechselchemisch, beobachtet man ihre Anfälle und deren Folge und Gebundenheit an die sonst gewohnten Prädilektionsperioden, so unterscheiden sie sich in nichts von den anderen Epileptikern. Vom Standpunkt einer unentwegten Kausalitätsforschung wird immer die Antwort unbefriedigend bleiben auf die Frage, warum es denn gerade angesichts dieser psychischen Zusammenhänge zu einer spezifisch epileptischen Reaktion komme, da doch im ätiologischen Faktor nichts liege, was die Epilepsie determinieren könnte. Die Todes-, Mutterleibs- und Wiedergeburtsphantasien können ebenso bei Gesunden wie bei Neurotikern, wie etwa auch bei Epileptikern vorhanden sein. Sie mit der Krankheitsentstehung in Beziehung zu bringen, verschiebt die Frage nur wiederum nach dem erst zu erforschenden richtunggebenden Moment, welches den Kranken gerade zum Epileptiker werden läßt.

Setzt man aber einmal an Stelle des Kausalitätsprinzips die – von mir seit Jahren vertretene – Anschauung des Zusammentreffens von Bedingungsfaktoren – welche Auffassung auch von O. Förster, Georgi u. a. übernommen worden ist –, dann bereitet es keinerlei Schwierigkeiten, das psychische Erlebnis in den pathogenetischen Faktorenkreis der Epilepsie einzuordnen. In einem zur krampfigen Reaktion disponierten Organismus (den biologisch zu definieren wir heute schon bis zu einem gewissen Grade in der Lage sind) kann auf dem Wege der psycho-somatischen Korrelation ein seelisches Erleben, ein psychischer Schock, ein Vorstellungsinhalt, wie ihn die Ps. A. meint, die Rolle des Reizfaktors spielen, der bei der gegebenen Krampfbereitschaft den gerade noch latenten epileptischen Reaktionsmechanismus auslöst. Ist dieser Kreis einmal geschlossen, dann hängt die schicksalhafte Entwicklung der Krankheit am wenigsten von den mehr-weniger zufälligen konditionellen Reizfaktoren ab, sondern von den in der Konstitution des Krankheitsträgers verankerten Determinanten. Ich will damit beispielsweise sagen, daß ein durch ein psychisches Moment eingeleiteter Fall von Epilepsie ebensogut eine symptomatische oder eine traumatische Epilepsie hätte werden können, wenn an Stelle des psychischen Erlebnisses eine Enzephalitis oder ein Kopftrauma vorausgegangen wäre. Diese Art der Betrachtung setzt uns in die Lage, die Gesamtpersönlichkeit des Kranken zu erfassen, unter der vollen Berücksichtigung der Simultaneität der pathogenetischen Faktoren, ohne willkürlich und voreingenommen den Schwerpunkt zugunsten eines ätiologischen Momentes zu verschieben. Das Ineinanderfließen differenter Krankheitsbedingungen – Georgi nennt dies: Faktorenkoppelung – klinisch zu erfassen, werden wir lernen und üben müssen. Ein sehr beachtenswerter Anfang in dieser Richtung scheint mir die schöne Arbeit Hans Binders (48) aus der Heidelberger psychiatrischen Klinik zu sein, trotzdem auch diese die rein vegetativen Faktoren, offenbar absichtlich, unberücksichtigt läßt.

Es ist hier nicht der Ort, diese psycho-somatischen Korrelationen näher zu erörtern. Wie weit diese wechselseitigen Wirkungen gehen können, kennzeichnen uns Erfahrungen wie die oben berichteten: z. B. die morphologischen Veränderungen im Gehirn der beiden Papageien Allende-Navarros, die infolge eines psychischen Schoks epileptisch erkrankten, ferner die interessanten psychischen Phänomene in den Hyperventilationsversuchen Lazars, ebenso wie auch die sehr bedeutsame Beobachtung Schaffers, eine jugendliche Epileptika betreffend mit schizoid-hysteriformen Zügen, während sich später die krankhaften Erscheinungen als Auswirkung eines Hirntumors entpuppten.

Auch der Fall Stranskys mit den sonderbaren psychischen Phänomenen nach Schädeltrauma muß hier hervorgehoben werden.

Im Rahmen dieser Auffassung ist die psychologische Analyse der Epileptiker eine notwendige Ergänzung der übrigen Epilepsieforschung; aber ebenso, wie es seinerzeit seitens der pathologisch-anatomischen Richtung verfehlt war, das Problem der Epilepsie ausschließlich aus dem morphologischen Gesichtswinkel auflösen zu wollen, ist es von den unentwegten Anhängern der Psychogenese der Epilepsie verfehlt, sie als eine defektive oder eine triebhaft-kriminelle Neurose hinzustellen, unter Mißachtung aller übrigen, am Epileptiker auffindbaren Phänomene.

So betrachtet, ist auch nicht recht einzusehen, warum die Affektepilepsie unbedingt von der echten Epilepsie abgegrenzt werden müßte. Es liegt allen diesen Bestrebungen stets der Irrtum zugrunde, ein konditionelles ätiologisches Moment zu überwerten gegenüber dem obligaten, endogenen Faktor der konstitutionellen Krankheitsbereitschaft.

Literatur

1. Discussion de la Société de Neurologie usw. Revue Neurol., 1909, Bd. 17, S. 1551.
2. Stekel, Wilhelm, Die psychische Behandlung der Epilepsie. Ztbl. f. Psychoanalyse, 1911, Bd. 1.
3. Clark, L. Pearce, Some psychological studies on the nature and pathogenesis of epilepsy. J. of nerv. and ment. dis. 1915, Nr. 42.
4. –, – The nature and pathogenesis of epilepsy. N. Y. med. journ., 1915, Nr. 101.
5. –, – A study of the epilepsy of Dostojewskij. Boston med. and surg. journ., 1915, 172.
6. –, – Some emotional reactions in epileptics. N. Y. med. journ., 1921, 113.
7. –, – Remarks upon consciousness in the epileptic fit. Boston med. journ., 1921, 185.
8. –, – Some therapeutic suggestions in the modern treatment of epilepsy. N. Y. state journ. of med., 1922, Nr. 22.
9. –, – A psycho- historical study of the epileptic personality in the genius. Psychoanal. reviews, 1922, Nr. 9.
10. –, – Epileptoid or fainting attacks in hypopituitism. Amer. journ. of the med. sciences, 1922, 163.
11. –, – The psychobiologic concept of essential epilepsy. J. of nerv. and ment. dis., 1923, 57.
12. –, – A further contribution to the psychology and essential epilepsy. J. of nerv. and ment. dis., 1926, Bd. 63.
13. –, – A study ad discharge convulsions simulating epileptoid or epileptiform seizures. Internat. clin., 1926, Bd. 3.
14. –, – A psychoanal. introduction to a study of the condent disorders of lethargic encephalitis; with outline of plan for psychosocial reconstruction. Med. journ. a. record, 1926, Bd. 123.
15. –, – Psychobiol. conception of consciousness and its disorders in the epileptics. Brain 1926, 49.
16. –, – Über die Phantasiemethode bei der Analyse narzißtischer Psychosen. Internat. Zschr. f. Psychoanal., 1926, Bd. 12.
17. –, – The phantasy method of analysing narcistic neuroses. Med. journ. and record, 1926, 136.
18. –, – A study of certain aspects of epilepsy compared with the emotional life and impulsive mouvement of the infant. Interstate med. journ., St. Louis 1915.

19. Taylor, James, A clinical lecture on epilepsy considered as a symptom, not a disease. Brit. med. journ., 1921, Nr. 3131.
20. Stekel, Wilhelm, Der epileptische Symptomenkomplex und seine analytische Behandlung. Fortschr. d. Sexualwiss. u. Psychoanal., 1924, Bd. 1, S. 17.
21. Graven, Philipp, Die aktive analytische Behandlung der Epilepsie. Ebenda, S. 58.
22. Heberer, Fritz, Analyse eines Falles von 22 Jahre lang bestehender Epilepsie. Ebenda, S. 170.
23. Wittels, Fritz, Eine Epilepsieanalyse. Ebenda, S. 178.
24. Sonnenschein, Hugo, Ein geheilter Fall von epileptiformen Krämpfen. Ebenda, S. 200.
25. Heberer, F., Zur Lehre von der Epilepsie beim Weibe. Ztbl. f. Gyn., 1925, Bd. 49.
26. Ziegler, Lloyd H., A study of patient subject to convulsion seizures. Journ. of nerv. and ment. dis., 1921, Bd. 54.
27. Raede, Edward H., Conversion Epilepsy. Psychoana. Rev., 1922, Bd. 9.
28. Gilles, André et René Carriot, Données psychoanalytiques chez un épileptique. Ann. méd. psych., 1925, Nr. 5.
29. Allende-Navarro, F. de, Deux cas d'épil. chez le perroquet à la suite d'un choc psychique. Schweiz. Arch. f. Neurol. u. Psych., 1923, Bd. 13.
30. Schaffer, Károly, Orvosképzés, 1925, Jg. 15.
31. Menninger, Karl A., Psychoanalytic study of a case of organic epilepsy. Psychoanal. rev., 1926, Bd. 13.
32. Rouquier, A. et H. J. Vuillaume, Hystérie convulsive ou épilepsie; association et formes de passage. Paris méd., 1926, Nr. 5.
33. Stransky, E., Posttraumatische psych. Epilepsie bei einer asthenischen Psychopathin von cyklothym-schizothym gemischtem Charakter. Med. Klin., 1927, 7.
34. Treves, Marco, La psicoanalisi nella epilessia. Riv. sperim. di freniatr. arch. ital. p. l. mal. nerv. e ment., 1927, Bd. 50.
35. Frankl, Samu, Hysterie in der Epilepsie. Festschr. f. Ranschburg, Heilpädagog. Bibliothek, 1929.
36. Galant, Johann Sußmann, Entstehungsgeschichte, Entwicklung und Verlauf einer Hysteroepilepsie. Arch. f. Kinderhlkde, 1927, Nr. 77.
37. Bleuler, E., „Hystero-Epilepsie". Schweiz. med. Woch., 1925, Nr. 44.
38. Galant, Das Problem der Hystero-Epilepsie. Arch. f. Kinderhlkde, 1926, Bd. 78.
39. Sanz, E. Fernandez, Nosol. u. diagnost. Beitr. über die sog. Hysteroepilepsie. Siglo med., 1921, Bd. 68.
40. Nyirö, Gyula und A. Jablonszky, Einige Daten zur Prognose der Epilepsie mit besonderer Berücksichtigung der Konstitution. Orvosi hetilap, 1929, II.
41. Lázár, Klára, G., Psychologische Beobachtungen bei Überventilationsversuchen an Epileptikern. Festschrift Ranschburg, Heilpädagogische Bibl., 1929.
42. Freund, H., Selbsterziehung in einem Falle von genuiner Epilepsie. Festschr. f. Alfred Adler. „Selbsterziehung des Charakters". Verlag S. Hirzel, 1930.
43. Schilder, Paul, Entwurf zu einer Psychiatrie auf psychoanalytischer Grundlage. Internat. psychoanal. Verlag, 1925.
44. Redlich, Emil, Kritische Bemerkungen zur Frage der Psychogenese und Psychotherapie der Epilepsie. Nervenarzt, 1929, Bd. 2.
45. Guttmann, Erich, Die Affektepilepsie. Beitr. z. Pathol. affekt.-epileptischer Anfälle. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., 1929, Bd. 119.

46. Förster, O., Verhandlungen d. Ges. Dtscher Nervenärzte. Verlag F. C. W. Vogel, Leipzig 1926.
47. Frisch, F., Die patho-physiologischen Grundlagen der Epilepsie. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., 1921, Bd. 65.
48. Binder, Hans, Kausale und verständliche Zusammenhänge in der Epilepsie. Schweiz. Arch. f. Neur. u. Psych., 1926, Bd. 19.

IV. LITERATURBERICHT

***Stern, William, Studien zur Personwissenschaft.** I. Personalistik als Wissenschaft. XII. u. 148 Seiten. J. A. Barth, Leipzig 1930. Steif brosch. RM. 8.–.

In seinem 3-bändigen Hauptwerk hatte St. die Gedanken seines personalistischen Systems in philosophisch-weltanschaulicher Fassung entwickelt. Nunmehr sollen die darin enthaltenen Momente rein wissenschaftlicher Natur dargestellt werden, sofern sie für eine fachwissenschaftliche Erforschung der menschlichen Persönlichkeit verwendbar sind. Die Wissenschaft von der menschlichen Person wird „Personalistik" genannt. Personale Betrachtungsweise wird heute in vielen Disziplinen, die irgend mit dem Menschen zu tun haben, gepflegt; ihre Denk- und Arbeitskategorien herauszuarbeiten, ist Absicht dieser Schrift. Person kann keiner reinen, in sich geschlossenen biologischen oder psychologischen oder kulturwissenschaftlichen Erforschung unterworfen werden, weil das eigentlich personale Leben in der Mehrdimensionalität seiner Entfaltung sein Wesen hat. Person hat auch den Ausgangspunkt für psychologische Betrachtung zu bilden. Eine „personalistische Psychologie" grundzulegen, wird indes die Aufgabe des 2. Teiles dieser Studien bilden.

Der 1. Abschnitt weist Personalistik als mögliche Wissenschaft auf: Person liegt nicht nur als ein Letztes aller Wissenschaft vom Menschen voraus, sondern ist selbst erforschbar. Das erste Grundmotiv dieser Forschung ist das der „Ganzheitsbezogenheit". Heute sucht jede der mit dem Menschen befaßten Disziplinen von sich aus den Weg zu einer Personalistik; durch Grenzüberschreitungen oder Schaffung von Zwischengebieten wird dies unternommen. Indes bedarf es einer übergreifenden Disziplin, welche die für derartige Anschauungen überall grundlegenden Kategorien zu entwickeln hat. Personalistik ist nicht auflösbar in eine allgemeine Naturwissenschaft, die „in der Person nur ein indifferentes Bruchstück der Welt sähe", noch in allgemeine Anthropologie oder Soziologie, welche die Person stets nur unter bestimmten Aspekten sehen. Die folgenden Abschnitte entwickeln nun die fundamentalen Kategorien. Zunächst: Ganzheit und Tiefe. Ganzheit ist gekennzeichnet durch die „Vieleinheit", die Unitas multiplex; sie ist das Viele in sich schließende Einheit („numerische Dialektik" des Ganzheitsbegriffes). Das Einzelne der Vielen, die sich zum Ganzen fügen, bezeichnet St. als „Moment", das formale Verhältnis der Momente als „Struktur". Da aber die Person wohl das zu ihr Gehörige gliedert, eben Struktur verleiht, es aber doch in der Einheit verschlingt, so ist sie zugleich Struktur und Vagheit, Gestalt und Ungestalt („formale Dialektik"). Diese Unbestimmtheit begründet Vieldeutigkeit; die Person greift über den Bereich des Wirklichen in den des Möglichen und erweist sich auch darin einer anderen Gegenstandskategorie zugehörig, als das naturwissenschaftlich erfaßbare Ding. „Die Person hat zugleich Präsenz, Potenz und Tendenz." Durch die Spannung zwischen Realität und Potentialität entsteht als dritte die „modale Dialektik". Von hier aus werden die zeitliche Erstreckung der Person (Vergangenheit,

Gegenwart, Zukunft), der Begriff der Entwicklung, die Unentbehrlichkeit des Begriffes der „Disposition" u. a. allererst faßbar. – Der Ganzheitscharakter der Person ist methodisch von anderen Ganzheiten unableitbar; er ist durchaus ursprünglich und behauptet sich als autonome auch den transpersonalen Bereichen gegenüber, von denen der Mensch mit bestimmt ist, denen er angehört. Dadurch entsteht die „personale Dialektik", von der unter den Titeln: Konvergenz und Introzeption das Hauptwerk ausführlich gehandelt hatte, die aber hier in die neue Beleuchtung der Spannung zwischen Selbstbezogenheit (Autistik) und Weltbezogenheit (Weltoffenheit) tritt. Diese beiden schließen einander nicht aus, sondern sind zueinander komplementär. Person und Welt sind korrelativ aufeinander bezogen; es muß zugleich die Person in ihrer Welt- und die Welt in ihrer Personbezogenheit verstanden werden. So erhebt sich die Forderung nach einer Theorie der personalen Welt. Tiefe: besagt zunächst methodisch die Scheidung zwischen direkt und indirekt Zugänglichem, zu welch letzterem man auf dem Wege deutenden Verstehens gelangt; „die methodische Form des Deutens ist nichts anderes als ein Erklären durch Verstehen." Sodann ist Tiefe ein ontisches Merkmal der Person, eine neue Dimension personalen Daseins, das mit seinem „Außen" unmittelbar der Umwelt zugewandt ist, aus seinem „Innen" sein Selbstsein, seine Spontaneität, seine relative Selbständigkeit gegenüber der Welt bezieht. Schließlich beeinhaltet Tiefe ein axiologisches Problem, sofern hier – in Graden der Wesentlichkeit – sich eine Wertperspektive auftut, die die Wertungen je anders ordnet, wenn die Person unter dem Gesichtspunkte ihres abgesonderten Individualdaseins oder unter dem der Weltbezogenheit, Weltzugehörigkeit angeschaut wird. – Ein zweites Begriffspaar nennt St.: Abhebung und Einbettung, worin ausgedrückt wird, daß jedes Moment als solches sich irgendwie vom Ganzen der Person besondere, zugleich aber als Teil-Ganzes in jenem eingebettet bleibe. Mit zunehmender Abhebung wächst die Durchstrukturierung des Momentes, mit zunehmender Einbettung schwinden Abgrenzung, Struktur, Selbständigkeit. Abhebung wie Einbettung treten entweder zustandsmäßig (als Abgehoben sein) oder prozeßhaft (Abgehoben werden) auf. Die am deutlichsten und am leichtesten abhebbaren Momente erscheinen als „Elemente", welcher Begriff erst in solchem Zusammenhange seinen Sinn und seine Rechtfertigung erhält. Prozeßhaft erscheinen die Dinge in: Entwicklung, Reagieren auf einen Reiz. Das Prinzip der Ganzheitsbezogenheit nun und die Dialektik von Abhebung und Einbettung finden konkrete Anwendung im Nebeneinander personaler Abgrenzung, im Nacheinander personaler Entwicklung und im Übereinander personaler Tiefenschichtung. Das maximal Abgehobene ist nach außen scharf abgegrenzt, im Inneren strukturiert: es hat „Gestalt". Nur in gestalteter Form kann die einheitliche Person alles zu ihr Gehörige (Physisches, Psychisches, Kulturelles) zur Abhebung bringen; eingebettet verschwinden die Momente in der Ungestalt. Die Nützlichkeit der entwickelten Grundsätze weist St. an Problemen der Wahrnehmung u. a. auf; von hier aus gewinnt er die Möglichkeit, die „Zeitlichkeit" einzuführen und sich mit dem Begriff der Dauerdisposition auseinanderzusetzen. Bemerkenswert erscheint die (hier von sehr allgemeinen Gesichtspunkten aus gewonnene) Feststellung, daß „die Aufstellung personaler Dauerdispositionen – körperlich-konstitutionelle, seelisch-charakterologische usw. – erst dann wissenschaftlich verwendbar werde, wenn man zugleich Grad, Art und Veränderung ihrer Spielraumbreiten und das Verhältnis der ungestalteten Vagheit zu den aus ihr hervorgehenden konkreten Einzelgestaltungen betrachte". Die Abhebungs- und Ausgliederungsprozesse spielen nun eine besondere Rolle im Vorgang der Entwicklung: abgehobene Momente existieren in den Primitivstadien überhaupt nicht im gleichen

Sinne wie später, daher man auch nicht schlechthin von „Gleichem" da und dort sprechen darf (z. B. Sexualtrieb, moralische Hemmungen u. dgl.). Die neuere Entwicklungspsychologie in der speziellen Ausprägung als „Phasenforschung", die Feststellung von Unstetigkeiten und Richtungsänderungen, der qualitativen Wandlung neben dem quantitativen Wachstum steht stark unter personalistischem Denken. Eine weitergehende Durchführung von diesen Gesichtspunkten wird die Gefahr allzu scharfer Abgrenzung der Phasen und deren Verselbständigung wie die Uneinheitlichkeit ihrer Auffassung bei verschiedenen Forschern überwinden lassen. Die Kategorie der Tiefe erweist sich als fruchtbar für die ganze Problematik der „Schichtung". Tiefe bezieht sich auf das Verhältnis von Person zu Welt; jede Tiefenlage ist zugleich eine Art von Bedeutungsniveau innerhalb jenes Verhältnisses. Daher kann auch die Prävalenz der Schichten im personalen Leben wechseln. (Man sieht hier leicht die gelegentlich auch von St. angemerkten Beziehungen zu psychotherapeutischen Formulierungen, etwa auch zu Problemen der „Umstellung" u. dgl. Ref. Indessen sind Tiefe und Schichtung nicht ident.)

Bedeutung und Deutung heißt der nächste Abschnitt; er stellt fest: „eine Wissenschaft von der Person ist ohne Setzung von ontischen ‚Bedeutungen' nicht möglich. Denn ‚Bedeutung' ist Hinweis auf einen Sinnzusammenhang, ist ‚Fremdsinn' auf Grund eines ‚Selbstsinnes'. Die Person ist aber stets in Sinnzusammenhängen irgend welcher Art eingeschlossen, in denen sie die Stelle des ‚Selbstsinnes' oder des ‚Fremdsinnes' oder beider zugleich einnimmt." Sie ist also unbeschadet ihrer eigenen Sinnganzheit in „transpersonale" Sinnträger eingegliedert. Selbst als Sinnträger gefaßt, hat die Person nicht, sondern verleiht Bedeutung; in ihrer Zugehörigkeit zu Sinnganzheiten anderer Art gewinnt sie selbst Bedeutung. Von hier aus eröffnet sich ein Blick auf die Aufspaltung der Person auf verschiedene Betrachtungsweisen und Wissenschaften, welche sie je nach anderen Bedeutungen innerhalb transpersonaler Sinnzusammenhänge sehen. Indem die Person nun ihre verschiedenen Bedeutungen innerhalb solcher Sinnganze in sich selbst aufnimmt („Introzeption"), wird das System dieser Bedeutungen zu der einheitlichen Gestalt der Persönlichkeit durchstrukturiert. „Man kommt, sagt St., dem Wesen einer Person also nicht nahe, wenn man nicht ihre Sinnbeziehung zu Gott und Welt, zu Gemeinschaften und Nebenmenschen, zu geistigen und materiellen Mächten erfaßt", die Person darf man indes in solchen Bedeutungen nicht aufgehen lassen. Die „personale Bedeutung", die auf die Person hinweisende erschöpft sich nicht im Teleologischen; sie ist nicht nur „Dienstbedeutung", sondern daneben steht „die symbolische oder Strahlbedeutung". Jedes ihrer Momente „repräsentiert" ihre Wesenheit. Jedes Moment ist „Fleisch von ihrem Fleische, Geist von ihrem Geiste" – und doch nicht ihre ganze Materie und ihre ganze Geistigkeit. „Diese seltsame Doppeltheit von Identität und Nicht-Identität ist ja das eigentliche Wesen des Symbols." Sofern das Symbol „transparent" wird auf tiefere Schichten der Person, wird es zum Symptom. Die personale Symbolik zerfällt demgemäß in Ausdruckskunde und Symptomatologie. Bedeutungen werden im Verfahren der „Deutung" festgestellt, die eine teleologische oder eine symbolisch-symptomatische ist. Vor eigentlicher Deutung liegt eine unmittelbar auf die Totalität der Person gehende Persönlichkeitserfassung: das deutungslose, prä-interpretatorische Verstehen. „Das Ideal symptomatologischer Arbeit (also auch des Psychologen, Psychotherapeuten, Pädagogen usw.) besteht in einem elastischen Wechselnkönnen zwischen intuitivem Verstehen und diskursivem Deuten." Die Richtung der Deutungsakte geht ausnahmslos vom Einzelmoment zur Ganzheit hin. Den Bedingungen und Formen des Deutens widmet St. interessante Ausführungen, in denen

deutlicher vielleicht noch als an anderen Stellen ersichtlich wird, wie das von ihm entworfene kategoriale Schema nun in der Tat erlaubt, die verschiedenartigsten Problematiken einzuordnen. Der „Monosymptomatik" einzelner Deutungsverfahren stellt er die Forderung nach der polysymptomatischen Betrachtung gegenüber, die um so notwendiger sei, als der Symptomwert eines bestimmten Einzelgebietes bei verschiedenen Personen ein sehr verschiedener sein könne. (Hier, wo übrigens die empirisch-psychologische Erfahrung St.s den Hintergrund abgibt, sind die Ansatzpunkte, von denen aus eine „personalistische Psychologie" entwickelt werden kann, deren Erscheinen St. leider erst für spätere Zeit in Aussicht stellt.)

Das 4. Kapitel behandelt die „personale Welt", d. h. die auf eine Person hin zentriert ist, und zwar: bedeutungsmäßig, funktionsmäßig (in der Wechselwirkung zwischen den beiden termini Person und Welt), dimensionsmäßig, in dem die Person die Unmittelbarkeit raumzeitlicher Gegenwart hat, von der aus die raumzeitlichen Dimensionen der Welt sich zentrifugal und zentripetal erstrecken. Die spontantätige Person bedarf der Welt als ihres „Materiales" für ihr von innen quellendes zentrifugales Tun, und wird von ihr „aufgefordert" zu reagieren. Die Welt hat Aufforderungs- (K. Lewin) und Materialcharakter. Die Welt wird nun in Hinsicht auf Funktion, Bedeutung, als Vor- und Nachwelt sowie unter der Kategorie der Situation betrachtet, wobei sich wesentliche Ansätze zur Beurteilung des Phänomens: Handlung ergeben. Der Analysis der Welt folgt eine der personalen Dimensionalität: stetige richtungbestimmte Ausdehnung, die das Auseinander diskreter Momente in sich trägt. Dimensionsmäßig zu kennzeichnen sind: das Außen-Innen-Verhältnis, im Zeitlichen die „personale Präsenz" (deren Unterschied gegenüber naturhafter „Gegenwart" hat gerade St. herausgearbeitet). Der Dimension: Oberfläche-Tiefe entspricht in der Welt die von: Nähe-Ferne. In allem Personalen ist ferner Bewegung, die durch den ihr innewohnenden Richtungsfaktor die Scheidung ermöglicht: als irreversible Richtung läßt sie die Kategorie der Zeitlichkeit, als reversible die der Räumlichkeit gewinnen. Räumliche und zeitliche Präsenz werden näher analysiert und ihre wesentlichen Richtungen gekennzeichnet. Die personalen Dimensionen erweitern sich zu denen der Welt und können, gewissermaßen in dieser angelangt, eine „Umzentrierung" erfahren, indem sie sich an fremdmenschlichen oder auch nicht personalen Zentren orientieren.

Die skizzenhafte und naturgemäßerweise äußerst lückenhafte Aufzählung einiger tragender Gedanken des St.schen Buches läßt wohl ohne weiteres erkennen, daß hier ein groß angelegter Versuch unternommen wird, ein kategoriales und methodisches Schema für die Behandlung aller wie immer auf den Menschen bezüglichen Problemzusammenhänge beizustellen. Wie sehr sich dieser Entwurf mit Grundfragen gerade der medizinischen Psychologie oder auch der Psychotherapie berührt, konnte zum Teil schon angemerkt werden, liegt aber vielfach so sehr auf der Hand, daß ausführlicherer Hinweis sich erübrigt. Sicherlich hat diese Schrift auch dem nachdenklichen Psychotherapeuten oder Psychopathologen vielerlei zu sagen. Man wird sich mit ihr auseinandersetzen müssen. Es ist hier nicht der Ort, auch nur den Versuch kritischer Würdigung zu unternehmen. Ein dem Lebenswerk eines Denkers und Forschers folgerichtig entspringendes Werk solchen Wurfes läßt sich mit beiläufigen Bemerkungen weder entsprechend anerkennen noch gar kritisieren. Es fordert Studium – seiner Grundpositionen, seiner Methodik und seiner Folgerungen. Dann kann man sich damit auseinandersetzen. Das aber wird man müssen – und daher das Buch auch ernsthaft durcharbeiten, was übrigens bei der Klarheit des Stiles und der Reichhaltigkeit des Stoffes nur ein Genuß sein kann. R. Allers-Wien.

V. REFERATE

I. Allgemeines

***Haeberlin, Paul** (Basel), **Philosophie als Abenteuer des Geistes.** Schweizer Spiegel-Verlag, Zürich 1930, 32 Seiten. Brosch. Fr. 2.–, geb. 2.50.

Formvollendete Rede, deren Gedrängtheit ein Referat sehr erschwert. – Der Mensch steht zwischen Ganzheit, Eindeutigkeit, Endgültigkeit und Chaos, Auflösung, Unbestand. Steht nicht nur, sondern stellt sich. Er lebt seine Zweideutigkeit und spürt sie. Im Willen zur Ganzheit unter der Unganzheit zu leiden und deren Überwindung zu wollen: diese Fähigkeit ist Geist. Geschichte ist Auseinandersetzung des Geistes mit der Problematik des Lebens, Kampf gegen das Urschicksal des zweideutigen Lebens, daher zu ihr untrennbar die Gemeinschaft gehört, in deren Problematik jene Zweideutigkeit aufdringlich wird. Geschichte trägt die Züge des Abenteuers; Abenteurer ist, wer auszieht zum Kampfe gegen eine Not, die in ihm selbst ist. Das jederzeitige Ergebnis des geschichtlichen Willens ist ident mit Kultur, Vergeistigung des Lebens und Vergöttlichung menschlichen Geschehens, ident auch mit Vernunft, welche die Irrationalität zu überwinden strebt. Wie der Geist theoretisch wird, indem er von dem zweideutigen Leben schauend und urteilend Abstand nimmt, so wird praktische Vernunft zur denkenden. Philosophie ist schon das Abenteuer innerhalb des Abenteuers selbst. Der moralisch-idealistischen Haltung gebricht es am Sinn für das praktisch Geheimnisvolle der Existenz. Dafür Sinn zu haben, heißt Realist sein. Dazu befähigt nur der Glaube, die Überzeugung, daß der Sinn des Lebens nicht in diesem selbst gelegen sei. „Aller Glaube an das Leben selbst ist Aberglaube." Dem Glauben erscheint der Sinn des Lebens als einer diesem gegebener: Existenz ist Bestimmung. Dies aber ist nicht der Weg der Philosophie, die sich zwar am erwachenden Sinn für das Geheimnis der Realität entzündet, und dadurch die konzentrierte Schau, Wesensschau, dem Leben als dessen Theorie zuwendet, aber um Klarheit erst ringt. Drei Grundhaltungen kennzeichnen die Geschichte unseres Kulturkreises. Praktisch-rationale Gestaltung, kulturelle Technik, unbeirrt durch das Geheimnis: römischer Geist, tiefe Hingabe an das Wunder und Selbsthingabe des Menschen an Gott: Jerusalem; räumlich und systematisch dazwischen gelegen die Philosophie Athens. Philosophie will – Abenteuer, wenn je eines, – das in sich unbegreifliche Leben begreifen. Sie ist notwendig spekulativ, weil Wille zur Schau des Geheimnisses, was in Reinheit ihre erste Stufe (jonische Naturphilosophie) zeigt, die von der zweiten – Heraklit, Parmenides – als der metaphysischen überwunden wird, wobei an Stelle des Vertrauens auf die Schau das Wissen um das Geheimnis tritt; und die dritte Stufe – Platon – bedeutet die Wendung zur Selbstkritik. Über Platon, Augustin, Thomas, Kant schreitet Philosophie weiter zur „Einsicht, daß alle ihre spekulativen Erkenntnisse, nicht minder aber alle in erkenntnistheoretischer Marke auftreten den Sicherungen morsche Krücken des Glaubens sind." Aber auch in solcher Selbstbescheidung bleibt die Gewißheit, daß die Problematik des Lebens nicht das Letzte sein kann. Ist das auch nicht Sache möglicher Erkenntnis, so ist es darum nicht minder. „Der Weg der Philosophie ist der Weg vom Rätsel zum Wunder, von der Erkenntnisaufgabe zum Mysterium." Und so erreicht sie schließlich doch die Überwindung der Problematik,

„nicht als Elimination aus dem Leben selbst, sondern in der viel tieferen Weise der Überlegenheit darüber, . . . durch die nicht mehr von Erkenntniszwang angefochtene Gewißheit des geheimen Sinnes gerade der Problematik und des problematischen Lebens." „Philosophie ist das Abenteuer des menschlichen Geistes, durch welches der Mensch sich selbst zu finden vermag . . . Ihr wahrer Beruf ist das: Erkenne dich selbst!"

R. Allers-Wien.

***Le Breton, M.: La personnalité de William James.** Hachette, Paris 1929, 383 Seiten. Fr. 40.–.

Das Buch füllt uns keine wesentliche Lücke aus, da wir über die Arbeiten und Bedeutung von James hinreichend orientiert sind. Doch liest es sich angenehm. Der rein biographische Teil ist reichlich langatmig und wenig interessant. Sorgfältig wird auf die Lehre J's. eingegangen, von der man auf diese Weise ein gutes Bild bekommt. Zuweilen allerdings hat man den Eindruck, als ob die Persönlichkeit des Forschers etwas gar zu sehr mit französischem Temperament gesehen sei.

v. Witzleben-Dresden.

II. Psychologie

b) experimentelle

Monat-Grundland, S. (Psychol. Inst. Wien). **Gibt es einen Tastraum?** Zschr. Psychol. 1930, Bd. 115, H. 5–6, S. 210–271. Bd. 116, H. 1–3, S. 146–211.

Goldstein und Gelb hatten bei ihrem Falle Sch. das Fehlen optischer Vorstellungen erhoben und darin die Möglichkeit gesehen, deren Bedeutung für das taktile Erkennen zu ermitteln. Sie bestreiten, daß der Tastsinn allein imstande sei, Raumvorstellungen zu vermitteln und behaupteten, daß Räumlichkeit in die Tasterfahrung erst durch Gesichtsvorstellungen hineinkomme. M. geht von der Annahme aus, daß diese Aufstellung sich, wenn sie zuträfe, auch an Blindgeborenen bewähren müsse und hat daher die Versuche der beiden Autoren an 14 Vpp. (2 Blindgeborenen, 3 Erblindeten) nachgeprüft. Die Versuche legten auf Selbstbeobachtung der Vpp. größten Wert; sie erstrecken sich auf Lokalisation von Tastreizen, wobei die Vpp. die betreffende Stelle entweder zu berühren oder nur (2–3 cm von der Hautoberfläche) aufzuweisen hatte, oder aber an einem Gipsmodell zu demonstrieren, schließlich mit Worten zu bezeichnen. Auf Grund der guten Lokalisationsleistungen der Vpp. gelangt M. zu einer kritischen Ablehnung der G.-G.schen Meinung. Weitere Versuche befassen sich mit dem Raumsinn; es werden die simultane und sukzessive Raumschwelle bestimmt, was ohne weiteres gelingt. Bei Prüfung der Lagewahrnehmung ergab sich, daß die Vpp. von passiv erteilten Stellungen des Armes ganz genaue Vorstellungen hatten, sie beschreiben und mit dem andern Arm nachmachen konnten. Die entsprechenden Ausfälle bei Sch. müssen andere Ursachen haben als das Fehlen der Gesichtsvorstellungen. Ebenso wich das Verhalten der Vpp. bei Ausführung willkürlicher Bewegungen von dem des Pat. Sch. ab. Die 5. Versuchsreihe hat das Erkennen geometrischer Formen (Flächen, Körper), die 6. das von Gegenständen des täglichen Lebens zum Gegenstand. Sehr eingehend ist das taktile Wiedererkennen behandelt und bei Kindern das neuer Gegenstände. Hierbei finden sich große individuelle Varianten auch im Vorgange des taktilen Erfassens selbst. Unbekannte Gegenstände können von Blinden, wenn sie deren Gestalt erfaßt zu haben behaupten, unmittelbar nachher wie auch nach einer Pause, aus dem Gedächtnis, modellierend nachgeformt werden. Die Versuche zeigen, daß in Übereinstimmung mit der sonstigen Literatur zum Thema,

den Blinden Raumvorstellungen zugeschrieben werden müssen, deren Entstehungsweise allein, nicht aber deren Vorkommen problematisch sein könne. M. polemisiert gegen G.-G. und den ihnen folgenden Wittmann, welcher den Blinden den Raum abspricht, und versucht z. T. an Hand der Protokolle über Sch. selbst die Unrichtigkeit der Interpretation von G.-G. nachzuweisen. Der Fall Sch. sei überhaupt nicht zureichend geklärt; M. verweist auch auf Benarys Befunde an dem gleichen Pat., die Denkdefekte, Gedächnisschwächung, Verlangsamung der intellektuellen Tätigkeit zumal bei simultanem Überschauen gegliederter Strukturen ergaben. Daher sei die Parallelisierung des Falles mit den Blinden und die Ablehnung nicht-optisch fundierter Raumvorstellungen unberechtigt. R. Allers-Wien.

c) **angewandte**

Kern, Benno u. Martin Lindow: Die mathematische Auswertung empirisch gefundener Kurven mit besonderer Berücksichtigung der Übungskurven. Zschr. angew. Psychol., 1930, Bd, 35, H. 5 u. 6, S. 497–529.

Auf diese im Einzelnen nicht wiederzugebende Untersuchung sei wegen ihrer methodischen Bedeutsamkeit und weil sie zu den Studien K.'s über Übung (s. Bd. 3, S. 291) eine Ergänzung bildet, aufmerksam gemacht. Wertvoll sind die Hinweise auf Scheidung experimentell nachweisbarer und hypothetischer Momente. In Ergänzung des Tatsächlichen ergibt die Durchrechnung der Kurven eine nach anfänglicher Abbremsung auftretende erhebliche Leistungssteigerung nach der mehrwöchentlichen Ferienpause, die sich demnach als für den Enderfolg des Übungsprozesses überraschend günstig erwies. Die Übungskurven zeigen einen logarthmischen Verlauf, der sich mit Hilfe einfacher und wahrscheinlicher Annahmen über die Abhängigkeiten bestimmter Übungsfaktoren (Dauer, Hemmung) deduktiv ableiten läßt. R. Allers-Wien.

d) **Entwicklungspsychologie und Pädagogik**

***Tagebuch und dichterische Versuche eines Jugendlichen** (16.–18. Lebensjahr, verfaßt 1916–1918). Beiträge zur Psychologie der reifenden Menschen. Herausg. v. Rudolf Mehnert, Pädagog. Inst. der Technischen Hochschule, Dresden, H. 1. Osk. Leiner, Leipzig 1930. VII u. 99 Seiten. RM. 2.90.

Seit langem werden Tagebücher und literarische Produktionen von Jugendlichen als wertvolles Material, um Einblick in den Pubertätsverlauf zu gewinnen, angesehen. Bode, Ch. Bühler, Giese, Kuplay, W. Stern u. a. haben Tagebücher in ihren Untersuchungen benutzt oder selbst Tagebücher von Jugendlichen herausgegeben. Daß ein neues Knabentagebuch und zwei literarische Produkte des Tagebuchschreibers, ein Märchen und die Geschichte einer Freundschaft, die in engster Beziehung zu seinem eigenen Erleben stehen, der Öffentlichkeit in der vorliegenden Schrift übergeben werden und daß der Herausgeber sich vor allem auch an die Eltern wendet, die durch die Lektüre des Tagebuches Verständnis für jugendliches Seelenleben gewinnen sollen, ist sicherlich wärmstens zu begrüßen. M. hat darauf verzichtet, unter den einzelnen Tagebuchstellen eine Auswahl zu treffen und auch von einer Bearbeitung des Materials, der Hinzufügung von Erläuterungen u. a. vollständig abgesehen, was den Wert dieser Veröffentlichung als Quelle wesentlich erhöht. In Kürze berichtet der Tagebuchschreiber, der sich dem Schauspielerberuf zuwandte und dabei Erfolg hatte, einleitend über seinen Lebenslauf. Leider wurde versäumt im Text fortlaufend das Alter des Tagebuchschreibers zu vermerken, was die Orientierung bei der Lektüre wesentlich erleichtern würde. Ob die Namen der auftretenden Personen fingierte oder echte

sind, ist nirgends zu ersehen. Der Herausgeber beabsichtigt diesem Teil noch anderes Quellenmaterial folgen zu lassen und wohl später eine Darstellung über Bearbeitung und Auswertung der Tagebücher zu bringen, in der er wahrscheinlich auch auf die Arbeit, die andere Autoren im selben Sinne geleistet haben, zu sprechen kommen wird.

Hildegard Hetzer-Wien.

***Johnson, J., Educational Biology, the Contributions of Biology to Education** (Biologie und Erziehung; Beiträge der Biologie zur Erziehung). XXII u. 360 Seiten. Macmillan Comp., New York 1930. Geb. sh. 12/6.

J. hält seit 18 Jahren an verschiedenen Lehrerakademien der U.S.A. Vorträge über die wichtigsten Tatsachen und Gesetze der Biologie als Grundvoraussetzung eines besseren Verständnisses der Kinderpsyche und der Lösung einer großen Reihe erzieherischer Probleme. Einen Niederschlag dieser Kurse stellt das Buch dar. Es bringt in leicht faßlicher und übersichtlicher Form die wichtigsten Grundtatsachen und Probleme der Biologie, wie Variation, Auslese, Anpassung, Rolle der Farbe bei Pflanze, Tier und Mensch, Instinktlehre, Aufbau und Funktion der Zelle, Vererbungslehre u. a. m. Als erste Einführung ist das Buch zu empfehlen. Fr. Sack-Wien.

III. Psychophysisches

c) Physiologie

***Engelen, P., Hygiene des Tabakrauchens.** 20 Seiten. DAZ-Verlag, Berlin o. J. (1930). Brosch. RM. 1.50.

Recht instruktive Übersicht über die den Genuß des Rauchens bedingenden Faktoren, über Geschichte des Rauchens, Möglichkeiten der Entnikotinisierung und die Tabakvergiftung. Er ist gegen alle radikale Abstinenz, weil er in Lust ein gesundheitsförderndes Moment sieht. R. Allers-Wien.

IV. Charakterologie

a) allgemeine

Wolff, Werner (Charlottenburg), **Über Faktoren der charakterologischen Urteilsbildung.** Vorarbeiten zu einer experimentellen Charakterologie. Zschr. ang. Psych., 1930, Bd. 35, H. 5–6, S. 385–446.

Den Versuchen liegt die Frage zugrunde, „ob für verschiedene Ausdrucksformen eines Menschen tatsächlich der Ausdruckscharakter notwendig ein solcher ist, indem jede Ausdrucksform für sich einen Teil des Charakters vom Ganzen repräsentiert, oder ob die einzelnen Ausdrucksformen jede für sich ein Stück darstellen, um in mosaikhafter Zusammensetzung nur im Zusammenhang mit allen anderen Ausdrucksformen ein Ganzes zu ergeben". Behufs Beantwortung wurden Zuordnungsversuche unternommen, und zwar von Schrift zu Stimme (parlographisch aufgenommen), von Nacherzählungen und Schriften, von Profilen und Händen. Die von den Beurteilern abgegebenen Äußerungen beziehen sich auf die Willenssphäre (praktische Beherrschung der Welt), auf Temperament oder Vitalität (Ausdrücke, in welchen allein die Person selbst beschrieben wird), auf die Erlebenssphäre und die intellektuelle. Bei Beurteilung von Geschichten häufen sich Urteile aus der Intellektsphäre, bei jener der Hände solche aus der Vitalsphäre, daneben finden sich solche der Willens- und Intellektsphäre. Beurteilung von Profil und Stimme ergeben Streuungen durch alle 4 Sphären. Über die Art der Beurteilung durch die einzelnen Vpp. und den Vorgang des Urteilsprozesses macht W. interessante Bemerkungen, die sich indes der Wiedergabe entziehen, zumal

W. selbst die Unmöglichkeit einer Schematisierung hervorhebt. Auch ist vieles erst Ansatz, wenn auch beachtenswerter. So die Formulierung des für Physiognomik wichtigen Problemes der Umstellung auf ein fremdes Ausdruckssystem. Für charakterologische Beurteilung spielt auch das Moment eine Rolle, ob genügend prägnante Teile (bei einer Photographie) geboten werden. So konnte bei teilweise abgedecktem Profil z. B. das charakterologische Urteil gut, die Zuordnung zum Geschlecht schlecht ausfallen. Unter Umständen kann eine Teilbetrachtung der Gewinnung eines charakterologischen Urteils sogar förderlich sein. Zu den Faktoren, die als Strukturierung den Urteilsprozeß zeitlich und als Gestaltmomente ihn räumlich beeinflussen, treten noch dynamische, z. T. noch recht undurchsichtige, die unter anderen in der Beziehung des Beurteilers zum Objekt gründen. Das Zustandekommen eines charakterologischen Urteils hängt also von vielerlei individuellen und überindividuellen Bedingungen ab, deren W. erst einen kleinen Teil in dieser seiner sehr lesenswerten Studie aufgedeckt zu haben meint.

R. Allers-Wien.

V. Klinik

a) Psychiatrie

***Hermann, Krankhafte Seelenzustände beim Kinde.** Grundlagen für das Verständnis intellekter und sittlicher Regelwidrigkeiten. (Päd. Mag., 1929.) 3., gänzl. umgearb. Aufl. 260 Seiten mit 7 mehrfarb. u. 6 einfarb. Tafeln. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1930. Broschiert RM. 7.80.

Allenfalls könnte man verschiedener Meinung sein, ob es angezeigt ist, medizinisches Fachwissen zu popularisieren, auch könnte man glauben, daß es eine Unterschätzung der Lehrer und Heilpädagogen bedeutet, für die nach der Widmung das Buch geschrieben wurde, wenn ihnen erklärt wird: Pupille nennt man das Schwarze im Auge. Doch das bleibt entweder prinzipiell oder rein äußerlich. Anerkennt man die Notwendigkeit, eine Verbindung herzustellen zwischen medizinischen Erkenntnissen und heilpädagogischer Praxis, so wird man dankbar sein müssen für die glückliche Form, in der mit diesem Buch diese Verbindung gefördert wird. Die Darstellung ruht auf den Forschungen von Homburger, Kraepelin, Kretschmer, Ziehen. Unter beherrschtem Verzicht, eine neue, eigene Systematik zu bringen, wird in leichtverständlicher Ausdrucksweise das heutige gesicherte Wissensgut dargestellt. Dabei werden die krankhaften Veränderungen, also das medizinische Gebiet, nur kurz, um des Überblicks und der Orientierung willen berührt, während über Lernschwäche und Schwachsinnsformen sehr eingehend und in einer grundlegenden Weise, so daß es auch für jeden Arzt eine günstige Einführung wäre, berichtet wird. Ein geschickt ausgewähltes Literaturverzeichnis zeigt den Weg zu weiterer Informationsmöglichkeit.

Kühnel-Marburg.

Kielholz, A. (Koenigsfelden), **Seelische Hintergründe der Trunksucht.** Schweiz. Zschr. f. Hygiene, 1930, Bd. 10, H. 4, S. 242–254.

Schlaf und Rausch entsprechen einer Rückkehr in die Mutterleibssituation und in frühkindliche Erlebnisformen. Nicht nur beim Alkoholdeliranten und bei dem, der pathologische Räusche erlebt, sondern bei jedem Trunksüchtigen findet mehr oder minder erwünschte, gewollte, bewußte Regression auf archaische Stadien, auf Schlaf- und Traumerleben statt. Sofern sich Trunksüchtige aus der Kategorie verwöhnter und verzärtelter Muttersöhnchen rekrutieren, muß dieser Hintergrund bei Untersuchung und Behandlung berücksichtigt werden. Das spezifisch-ätiologische Moment der Trunksucht

(und des Nikotinmißbrauchs) sucht die Ps. A. in der Oralerotik. Es handelt sich auch hier um ein Stehenbleiben auf frühkindlicher Stufe, um Fixierung des Strebens nach dem „alimentären Orgasmus" des Säuglings. Der toxische Rausch wird als solcher zum Sexualziel, der ganze periphere Sexualapparat wird umgangen. Der Rausch führt zudem zur Rückkehr in die „polymorphe Perversität" des Kleinkindesalters. Alte Mythen (Noahsage) und mannigfache bildliche Darstellungen bestätigen dies: Exhibitionismus, Inzest und Lustmord, im Rausch begangen oder durch ihn erleichtert, fallen unter diese Kategorie, besonders aber narzißtische und homosexuelle Betätigungen. Männerbünde, in denen dem Trunk gehuldigt wird, dienen der Befriedigung verkappter homosexueller Strebungen. Der Euphorie des Rausches folgt die Depression des Katzenjammers, der Selbstbestrafungstendenzen zugrunde liegen. Selbstbeschädigung, Unfallbereitschaft, Selbstmordneigung liegen auf dieser Linie. Das durch Erziehung und Identifikation herangebildete „Idealich" bringt auf diese Art seine Straftendenzen zur Wirkung. J. Maas-Karlsruhe.

Paskind, Henry (North West Med. School, Chicago), **Manic Depressive Psychoses in Private Practice. Length of the attack and length of the interval** (Man. depr. Psych. in Privatpraxis. Dauer von Anfall u. Intervall). Arch. of. Neurol., 1930, Bd. 23, H. 4, S. 789–794.

P. setzt seine recht interessanten Studien (s. Bd. 3, S. 168) mit einer statistischen Darstellung fort, welche 444 Einzelanfälle und 438 Intervalle nach Dauer und Verhältnis zu den Anstalterfahrungen verarbeitet. Die von P. beobachteten Fälle sind im Vergleich zu dem Materiale Kraepelins durch bedeutend längere Intervall- und kürzere Anfallsdauer ausgezeichnet. R. Allers-Wien.

Többen, H. (Münster i. W.), **Über Selbstmorde Jugendlicher.** Dtsche Zschr. ges. gerichtl. Med., 1930, Bd. 14, H. 5, S. 499–516.

Darstellung der Selbstmorde Jugendlicher nach den Ergebnissen der Statistik von Preußen und vom Reich, sowie nach fremden und zahlreichen eigenen Beobachtungen: 1. Häufigkeit: die Zahl der Selbstmorde von Knaben und halbwüchsigen Jungmännern übersteigt die der Mädchen beträchtlich (3 : 1); die absolute Zahl schwankt in den letzten 20 Jahren nur unbedeutend, die Höchstzahlen sollen in der Vorkriegszeit liegen: 2. Art: Erhängen und Erdrosseln überwiegen, Knaben sollen den Revolver, Mädchen Gift bevorzugen; 3. Prädilektionsalter: Zunahme der Selbstmordneigung in den Entwicklungsjahren; 4. Beweggründe und Geisteszustand: Unterschied zwischen der durch Anlage bedingten innerseelischen Verfassung der Persönlichkeit und ihrer individuell verschiedenen Flexibilität und der von außen kommenden Einwirkungen. Erstere kann z. B. bei Geistesstörungen, besonders in der melancholischen Phase des manisch-depressiven Irreseins und bei Melancholien, bei den depressiven Reaktionen nach überstandener Enzephalitis und Epilepsie auch allein ohne Nebeneinflüsse den Selbstmord auslösen; bekannt ist auch die erhöhte Ansprechbarkeit Unterbegabter und Schwachsinniger: Ziehen führt etwa ein Fünftel aller Kinderselbstmorde auf eine ausgesprochene Psychose zurück. Auch innerhalb der Gesundheitsbreite ist aber bei der Überfeinerung des kindlichen Ehrgefühls die Beeinflußbarkeit sehr stark, wodurch geringfügige Anlässe zu Kurzschlußhandlungen führen können; fördernde Beweggründe sind: Examenfurcht, Furcht vor Strafe, Zorn, Trotz, unglückliche Liebe usw. Hinsichtlich der „Schülerselbstmorde" kann im Einzelfall der ursächliche Zusammenhang zwischen pädagogischen Fehlgriffen und der Tat nicht geleugnet werden, er tritt aber gegenüber anderen schädlichen Milieueinflüssen nicht hervor. In 12 von T. überprüften Fällen von Selbstmorden konnte kein pädagogischer Mißgriff festgestellt werden. 5. Bekämp-

fung: a) durch Regeneration der Familie, deren Hauptaufgabe in der verständnisvollen Vertiefung in die Seele des Kindes besteht, b) durch Unterdrückung sensationeller Berichte der Tagespresse, die zur Nachahmung verführen können, c) durch gründliche heilpädagogische und psychologische Durchbildung der Erzieher und Ärzte.

Fr. Sack-Wien.

VI. Spezielle Psychogenese

a) allgemeine Ätiologie

Stern, H. (Mannheim), **Die Schwangerschaftsverhütung in der nervenärztlichen Praxis.** Nervenarzt, 1930, Bd. 3, H. 6, S. 333–338.

Sechs Krankengeschichten von Frauen mit Angstneurose und Phrenokardie. Letztere sei die häufige Folge von sexueller Abstinenz und das Kardinalsymptom der kleineren Sexualneurosen bei Frauen. Die Konzeptionsangst allein erzeuge noch keine Phrenokardie. Das Auftreten von Angst ist aber stets ein Hinweis auf das Bestehen einer Orgasmusstörung (Freud). Die erste therapeutische Aufgabe ist das Aufheben der sexuellen Situationsschäden im einzelnen Falle; dazu gehört ein genaues Wissen und Besprechen der Präventivtechnik. Oft stößt man dabei nicht nur bei Patienten, sondern auch bei Ärzten auf die Meinung, die Prävention sei aus religiösen, ethischen oder gar gesetzlichen Gründen etwas Verbotenes. Viel verbreitet ist auch die Unkenntnis über die Zuständigkeit der Krankenkassen, die gesetzlich verpflichtet sind, Verhütungsmittel bei vorliegender Indikation ohne weiteres als kassenärztlich gerechtfertigte Rezeptur anzuerkennen. Die Schäden der Verhütungsmittel würden vielfach übermäßig betont, teils aus falsch verstandener ärztlicher Standesmoral teils aus einer dem ärztlichen Handeln wesensfremden, einseitigen Bevölkerungspolitik. Polemik gegen die ungenügende Beachtung dieser Dinge im Handwörterbuch von M. Marcuse und im Handbuch f. Sexualwissenschaften von Moll (S. Jessner).

R. Hofstätter-Wien.

Heyer, G. R. (München), **Die Schwangerschaftsverhütung in ihrer psychologischen Bedeutung.** Nervenarzt, 1930, Bd. 3, H. 6, S. 326–332.

Ausgehend von dem Kampfe des Einzelindividuums zwischen Religiosität, Abstinenz und Prävention werden die besonders bei Katholiken nicht selten daraus entstehenden Neurosen besprochen. Diesen Neurosen gegenüber hält H. in den Fällen, wo der Glaube nicht mithilft den Konflikt in religiösem Sinne zu entscheiden, die ärztliche Psychotherapie für ziemlich aussichtslos. Auffallend sei, daß trotz der vom Protestantismus getroffenen Konzessionen doch fast kein protestantischer Geistlicher zu finden sei, der H. gegenüber die Unschuld des Sexualtriebes „an sich" zugegeben hätte. Wegen dieser prinzipiellen Gegensätzlichkeit hält H. auch die heute Mode gewordenen Verständigungsversuche zwischen Psychotherapeuten und Pfarrern für aussichtslos. Zum Ankämpfen gegen eine wahre Gläubigkeit bei den Patienten hält sich H. auch in Fällen von drohenden oder bestehenden Neurosen nicht für berechtigt. Trotzdem kommt der Arzt oft in die Lage Prävention anzuraten und unterstützen zu müssen. Nähere Schilderung eines typischen Falles, in dem die Schwangerschaft unzweifelhaft Arrangement und Symptom einer massiven Neurose war: schizoide, asthenische „degenerative" Frau mit starker Vaterbindung und mit ungelöstem religiösem Konflikt. Sie regredierte in die primitivste Form weiblichen Seins und Leistens eben durch ihre generative Funktion. Als Muttertier fühlt sie sich jedesmal während der Schwangerschaft so wohl wie sonst nie. Nach den Entbin-

dungen regelmäßig Rückfall in die depressive Neurose. Aus der Beobachtung, daß die Früchte solcher Neurosen-Schwangerschaften schwächliche und unfrohe Geschöpfe sind, wird die Möglichkeit eines Einflusses der seelischen Verfassung der Mutter auf die Frucht in Betracht gezogen. Während sich diese Kämpfe vorwiegend in der ersten, generativ betonten Lebenshälfte abspielen, kann in der zweiten Lebensperiode, wo der Sinn des Lebens und der Erotik mehr im inneren geistig-seelischen Wachstum des Einzelindividuums gelegen ist, die Prävention durch den Arzt viel freier angeraten werden; denn auch in dieser Zeit habe das Sexualleben volle Berechtigung und hohen Wert. In der Frage, ob von seelisch und wirtschaftlich zur Zeugung noch nicht ausgereiften Jugendlichen absolute Abstinenz zu fordern sei, ist die Stellungnahme H.s weniger eindeutig. Forderungen, die aus einer staatlich-religiösen, d. h. aus früher anerkannten metaphysischen Wertsetzungen stammen, haben heute nicht mehr die frühere stark bindende Gewalt; „sie sind nicht mehr sittliches Absolutum, sondern sind der moralischen Erwägung des einzelnen überlassen". Es sei aber sicher, daß gerade viele junge Menschen heute aus einer neuen sexuellen Ehrlichkeit heraus wieder zu einer starken Enthaltsamkeit kommen. Die Jugend ist aus ihrer eigenen Einstellung heraus im Notfall zu beraten. Die Notwendigkeit, sich gerade vom Kranken oft die Art des therapeutischen Vorgehens unbewußt vorschreiben zu lassen, wird wiederholt betont. Im zweiten Teil der sich durchwegs auf bester Höhe haltenden Arbeit findet man eine klare Schilderung der durch die verschiedenen Prohibitivmaßnahmen bei Mann und Frau eventuell entstehenden psychischen und nervösen Störungen. Je größer die Sicherheit, desto höher ist der Preis; d. h. desto mehr natürliche Unbedachtsamkeit muß daran gegeben werden. Die Anwendung von Okklusiv-Pessaren plus spermatoziden Chemikalien wird als Methode der Wahl bezeichnet. Die genaue Unterweisung für den Gebrauch und ärztliche Mithilfe sei für die gewünschte Sicherheit und als Schutz vor psychischen Schäden die Hauptsache, verstoße nicht gegen die ärztliche Ethik, sondern sei geradezu die Pflicht des Arztes.

R. Hofstätter-Wien.

g) Motilitäts- u. Organneurosen

Lungwitz, H. (Charlottenburg), **Psychobiologie der Organneurose.** Psychiatr. Neurol. Wschr., 1930, Bd. 32, H. 2.

Durch Anhäufung einer Menge von neuen (und meist Fremd-) Wörtern versucht L. zu erweisen: „Neurosen wie Psychosen (besser Enzephalosen) sind Nervenleiden und sind uns ohne den dämonistischen Luckenbüßer Seele verständlich. Was ihn nicht hindert, als Behandlungsart der Organneurosen seine „Erkenntnistherapie" zu empfehlen, welche „dem Neurotiker die Möglichkeit eröffnet, sich aus seinen Zweifeln in die ‚realische' Weltanschauung zu entwickeln und damit endgültig zu genesen". Es ist in einem kurzen Referat unmöglich, die vereinzelt durchaus brauchbaren Gedanken L.'s aus der Unsumme von Widersprüchen und Undurchdachtheiten herauszuschälen.

G. R. Heyer (München).

***Fröschels, Emil, Sprach- und Stimmstörungen** (Stammeln, Stottern usw.). IV u. 66 Seiten. Springer, Berlin 1930. RM. 2.40.

Kurzer Überblick über das Gebiet der Logopädie, der hauptsächlich der Information der praktischen Ärzte dienen soll. Das 1. Kap. behandelt die Sprachentwicklung, Lokalisation der Sprache im Gehirn, individuelle Sprachentwicklung des Kindes und ihre Beziehungen zur Lokalisationstheorie, Vorstellungstypen und ihre Bedeutung für den Spracherwerb. Das 2. und 3. Kap. enthalten die Physiologie der Laute und die Technik

der künstlichen Lautbildung. Aphasien und Hörstummheit werden unter Beifügung von therapeutischen Hinweisen kurz behandelt. Im Kap. Stammeln werden Formen und Therapie der Sigmatismen, der Rhinolalien und anderer verwandter Artikulationsstörungen erörtert. Eine Übungstabelle für Sigmatismen ist beigegeben. In breiterer Weise wird das Stottern abgehandelt. Symptomatologie und Entwicklung der Krankheit, Prognose und Prophylaxe werden dargestellt. F. beschreibt seine eigene Stottertherapie, die sich auf die Ansicht gründet, daß man krankhafte psychische Zustände mit Hilfe der Vernunft beseitigen kann. Auch die Gutzmannsche Artikulationstherapie des Stotterns wird geschildert. Die zwei letzten Kap. behandeln das Poltern und in einem ganz kurzen Überblick Stimmhygiene und Stimmstörungen.

A. Jellinek-Wien.

VII. Spezielle Therapie

b) Individualpsychologie

Freudenberg, Sophie (Erziehungsheim Stöcking bei Stamberg), **Anpassung.** Int. Zschr. Ind. Psychol., 1930, Bd. 8, H. 1, S. 93–97.

Kluge Bemerkungen und anschauliche Beobachtungen zu dem Thema: passive und negative Anpassung, solcher der Mittel ohne Änderung des Zieles, unbewußte Anpassung, Anpassungsbereitschaft, die indes nichts wesentlich Neues bringen.

R. Allers-Wien.

Friedmann, Alice (Wien), **Die innere Arbeit in der Charakterbildung, Selbstbeobachtung, Training, Einstellung, Umstellung.** Int. Zschr. Ind. Psychol., 1930, Bd. 8, H. 1, S. 78–84.

Selbstbeobachtung entspricht innerer Unsicherheit. Immerhin vermittelt sie Einsichten in innere Arbeit der Seele. Wichtig ist hier, ob Selbstermutigungs- oder Selbstentmutigungsmethoden dort vorherrschen. Zögerndes Verhalten ist sinnlos oder sinnvoll; alles Verhalten muß an seiner Beziehung zur Wirklichkeit beurteilt werden. Beispiele für Methoden, durch die der Mensch seine Grundhaltungen vor sich selbst verschleiert.

R. Allers-Wien.

Holub, Arthur (Wien), **Körperdefekt und Organminderwertigkeit als Faktoren der Selbsterziehung.** Int. Zschr. Ind. Psychol., 1930, Bd. 8, H. 1, S. 115–119.

An Hand zahlreicher biographischer Notizen wird gezeigt, wie die genannten Momente durch Selbstzucht und nie erlahmende Arbeit an sich selbst überwunden und zum Anlaß zu „überkompensatorisch" bedingten Mehrleistungen werden können.

R. Allers-Wien.

Sperber, Manes (Berlin), **Die Selbstkontrolle in Therapie und Erziehung.** Int. Zschr. Ind. Psychol., 1930, Bd. 8, H. 1, S. 102–107.

Betont die Notwendigkeit der Eigenerfahrung, wenn anderen geholfen werden soll. „Wer niemals entmutigt worden ist, wird vielleicht niemals entmutigen, aber auch niemals ermutigen können." Alle Therapie ist im Grunde Unterweisung in der Kunst der Selbsterziehung. Von einigermaßen schiefen Bemerkungen zum Problem: Dualismus – Einheit menschlicher Natur abgesehen, brauchbare Ausführungen über Wertung, Autorität, Verzärtelung, Widerstand vom Standpunkte der I. Ps. aus.

R. Allers-Wien.

Weinmann, Kurt (München), **Der Weg des Leidens und der Selbsterkenntnis.** Int. Zschr. Ind. Psychol., 1930, Bd. 8, H. 1, S. 84–87.

Kurze instruktive Lebensgeschichte eines 25jähr. Mannes, welche die Schwierigkeiten der Jugend, zumal in der Kriegs-Nachkriegszeit typisch widerspiegelt und auch

sonst manchen Einblick in die Problematik dieser Lebensepoche gewährt. Ein Leidenserlebnis, körperliche Erkrankung mit Behinderung der bis dahin zentralen sportlichen Betätigung, führt zu Verinnerlichung, zum Wunsche eine neue Lebensordnung zu gewinnen. Ein Beleg für die Wandelbarkeit von Charakter und Einstellung.

R. Allers-Wien.

Kalmann, Heinrich (Graz), **Angebliche Spukphänomene und ihre individualpsychologische Deutung.** Int. Zschr. Ind. Psychol., 1930, Bd. 8, H. 2, S. 249–257.

Eingehende Schilderung eines recht interessanten einschlägigen Falles und dessen individualpsychologische Interpretation. Der Sinn der „Spukphänomene" scheint: „ein dauerndes, unerträglich störendes engeres Zusammenleben mit jemandem auf unverantwortliche Weise unmöglich zu machen". R. Allers-Wien.

Knopf, Olga (Ind. Psychol. Klin. Columbia-Univ. N. Y.), **Die Stellung des Kindes in der Familie.** Int. Zschr. Ind. Psychol., 1930, Bd. 8, H. 2, S. 237-249.

Statistische Aufarbeitung eines Materiales von 87 neurotischen Kranken (Erwachsene und Kinder), davon 55 männliche und 32 weibliche, 13 waren einzige Kinder, 29 älteste, 31 jüngste. Diese, wie sonstige Zahlen bedürften meines Erachtens einer Bewertung an Hand der durchschnittlichen Häufigkeit derart gestellter Kinder in der Gesamtbevölkerung. Wenn z. B. auch dort etwa 15% einzige Kinder angetroffen werden, hat diese Häufigkeit unter den Neurotikern keine Beweiskraft. R. Allers-Wien.

Oppenheim, D. E. (Wien), **Ziel und Wege der Menschenkenntnis.** Int. Zschr. Ind. Psychol., 1930, Bd. 8, H. 2, S. 221–233.

Festrede anläßlich des 60. Geburtstages A. Adlers, dessen Leistung in der Aufdeckung von „Täuschung" und „Irrtum" gesehen wird. Vornehmlich von diesen handelnd unterscheidet O. drei Ursprünge des Irrtums: Vorurteil (gattungsmäßiges: Denkgewohnheiten, Verdinglichung, Atomisierung, Stabilisierung, Antithetik; soziales durch Sprach-, Religions-, Zeit-, Berufsgemeinschaft; individuelles), Übereilung, Starrheit. Ferner an Arten des Irrtums: Unzulänglichkeit der Einzelbeobachtung, Plus- und Minusvarianten der Ansprechbarkeit, Ungenauigkeit, Unrichtigkeit; Unzulänglichkeit der Gesamtbeobachtung durch Lückenhaftigkeit, Übersehen der „kleinen Züge", unter welchen sprachliche und mimische (Gebärden, Haltung, Schlafstellung, Gangart, Schrift) Ausdrucksweisen, Kleidung, Gewohnheiten, Unsitten, Fehlleistungen genannt werden, sodann Einseitigkeit und Unklarheit der Beobachtung, Oberflächlichkeit, Beziehungs- und Zusammenhangslosigkeit. – Dieser Versuch, die Irrtümer in der Beobachtung und Beurteilung des Mitmenschen systematisch zu ordnen, ist nicht uninteressant; er bedurfte wohl einer breiteren Grundlegung, damit er auf Vollständigkeit und Allgemeingültigkeit Anspruch erheben könne, bietet aber auch in der vorliegenden Fassung mancherlei Anregung. R. Allers-Wien.

Adler, Alfred (Wien), **Nochmals – die Einheit der Neurosen.** Int. Zschr. Ind. Psychol., 1930, Bd. 8, H. 3, S. 201–216.

Neurose ist die Reaktion eines verfehlten Lebensstiles, die Unfähigkeit zu Kooperation. Das Symptom zielt auf Überwindung des Minderwertigkeitsgefühles. Jeder Fall einer Neurose, eines Selbstmordes, von Morphinismus usw. zeigt immer wieder, daß es nicht gelungen war, in den ersten 4–5 Jahren ein genügendes Gemeinschaftsgefühl einzupflanzen. Im Gegensatz hierzu wird die Freudsche Lehre einer Kritik unterzogen. Im Anschluß daran wird der Fall einer 42jährigen Frau eingehend geschildert, die durch 8 Jahre hindurch an einer melancholischen Verstimmung litt.

E. Ermers-Wien.

f) sonstiges

Hartoch, Werner (Krankenh. Lankwitz-Berlin), **Zur Behandlung vasoneurotischer Schmerzattacken, Neuralgien und Analysen mit Tachalgan.** Med. Klin., 1930, H. 26, S. 967–968.

Das Mittel, eine Kombination von Coffein, Antipyrin, Natrium salicylicum, Hexamethylentetramin und Phenyläthylbarbitursäure, hat sich in 18 Fällen als spasmolytisch und analytisch wirkend bewährt. Entweder intravenöse Injektion von 5 ccm oder 2 bis 4 Tabletten tgl. per os, Wirkungsdauer etwa 4 Stunden. Bei Lumbago und leichter Ischias auch Dauerfolge. R. Allers-Wien.

VIII. Heilpädagogik

***Bopp, L.** (Freiburg i. Br.), **Allgemeine Heilpädagogik in systematischer Grundlegung und mit erziehungspraktischer Einstellung.** X u. 424 Seiten. Herdersche Verlagsbuchh., Freiburg i. Br. 1930. Geh. RM. 7.20, geb. RM. 8.80.

Der bekannte Verf. zahlreicher jugendkundlicher Werke gibt vom katholischen Standpunkt aus eine umfassende, systematische Darstellung von Theorie und Praxis der Heilpädagogik bei weitgehendster Heranziehung und Verwertung der Ergebnisse moderner Psychologie, Psychotherapie, Psychiatrie und Pädagogik. Das Buch ist durchaus wissenschaftlich gehalten, trotzdem aber auch für Nichtspezialisten vollkommen verständlich geschrieben. Nach einem geschichtlichen Überblick bringt B. im I. Hauptteil eine Typologie der Heilzöglinge, im II. eine Charakteristik des Heilerziehers, im III. eine heilpädagogische Ziellehre, im IV. eine Methoden- und im V. eine Organisationslehre. Jedes Kapitel ist mit zahlreichen Literaturangaben ausgestattet, die weitere Vertiefung in die Materie ermöglichen. – Als erster Versuch das ganze Gebiet systematisch, theoretisch und praktisch zu erfassen, kann das Buch Studierenden und Erziehern eine wertvolle Hilfe bedeuten. Fr. Sack-Wien.

X. Fürsorgewesen und psychische Hygiene

Wigert, Viktor (Stockholm), **Der schwedische Entwurf eines Sterilisationsgesetzes.** Zschr. ges. Neurol., 1929, Bd. 123, H. 1, S. 38–46.

Der allen Standpunkten gerecht werdende, sehr vorsichtig gehaltene schwedische Gesetzentwurf sieht als Sterilisierungsmaßnahmen selbstverständlich nur die Samenstrang-, resp. Tubenausschaltung vor. Bei gewissen erblichen Nervenkrankheiten, die einen dominanten Erbgang aufweisen, lassen sich leicht Sterilisationsindikationen aufstellen. Bedeutend schwieriger liegt die Sache bei den Psychosen, insbesondere bei der Dementia praecox, die im wesentlichen einen rezessiven Erbgang zeigt. Für die Gruppe der Schwachsinnigen sind die sozialen Motive, die zu Sterilisierungsmaßnahmen führen können, am stärksten. Die endgültige Formulierung des Entwurfes lautet folgendermaßen: „Liegt begründeter Anlaß zur Annahme vor, daß jemand auf Grund von Erbanlagen auf seine Kinder eine Geisteskrankheit, Schwachsinn oder Fallsucht überführen wird, die sie unfähig machen, für sich selbst Sorge zu tragen, soll er nach Genehmigung laut diesem Gesetz einem medizinischen Eingriff unterzogen werden, wodurch ihm sein Fortpflanzungsvermögen entzogen wird (Sterilisierung)." – Mit voller Konsequenz wird daran festgehalten, daß der Eingriff bis auf weiteres nur an Personen erfolgen soll, die sich demselben freiwillig unterziehen. O. Kauders-Wien.

Simon, Alfred (Heidelberg), **Letzte Briefe von Selbstmördern und ihre Verwertung bei der Begutachtung.** Ärztl. Sachverst.-Ztg., 1930, Bd. 36, H. 5, S. 69–73.

Einige Briefe von Selbstmördern werden kurz mitgeteilt und die Wichtigkeit ihrer

Heranziehung für die Beurteilung des Geisteszustandes durch den Gutachter dargestellt. An allen diesen Briefen fällt das Fehlen einer wirklichen Motivierung der Tat auf, auch das Fehlen eines tieferen depressiven Affektes. Neben der Darstellung des Zwanges zum Leben findet sich eine Sehnsucht, ein Zwang zum Tode, dessen Annahme an Hand der Geschichte eines durch Selbstmord geendeten pessimistischen Philosophen noch näher begründet wird. O. Kauders-Wien.

***Klug, J., Kriminalpädagogik** (Geleitw. v. Min.-Dir. R. Degen). 142 Seiten. F. Schöningh, Paderborn. Geb. RM. 6.–.

Das Werk des 1929 verstorbenen K. gründet auf reiche persönliche Erfahrung, die an den Strafgefangenen des Zuchthauses Straubing in Zusammenarbeit mit der dort errichteten kriminalbiologischen Sammelstelle gewonnen wurde; es erschien erstmals im Rahmen der Veröffentl. d. Bayer. Staatsmin. f. Justiz über den Stufenstrafvollzug und die kriminalbiol. Untersuchung der Strafgefangenen (Bd. 3). Aufgabe ist zunächst jene Kenntnisse zu vermitteln, die der Strafvollzugsbeamte braucht, um „den einigermaßen gutwilligen, aber immerhin noch schwachwilligen Rechtsbrecher so zu erziehen, daß er nach Verbüßung zu einem brauchbaren und nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft werde". Es handelt sich also um eine lehrbuchmäßige Darstellung einer Heilpädagogik für Erwachsene, speziell Rechtsbrecher. Demgemäß ist eine kurze allgemeine Charakterologie vorangestellt, der eine ausführliche Schilderung der verschiedenen Charaktertypen unter den Strafgefangenen folgt. Der momenten Anlage und Umwelt wird je große Bedeutung zuerkannt. Eine zwangsläufige Charakterentwicklung aus anlagemäßigen Ursachen kennt K. nicht. Charakterologische differentiale Begriffe sind: Lebensrichtung, Lebensstärke, Lebenskurve, Erlebnisverarbeitung, Reaktivität, Maß von Intelligenz, Wille und Gefühl, Gesundheitsbreite, Lebensreife. In lebendiger Schilderung, unter Heranziehung vieler Beispiele (die zum Teil sehr interessant und lehrreich sind) zeichnet K. die Typen des unauffälligen, reizbaren, defilen, willensschwachen, triebhaften, willensaktiven, versagenden, hysterischen, querulatorischen, affektlahmen, affektstumpfen Strafgefangenen, um mit dem „Zuchthaushabitué" die Reihe zu beenden. Als 3. Teil folgt die eigentliche „Kriminalpädagogik", deren Möglichkeiten und Grenzen sorgfältig erwogen werden. Daß es absolut unverbesserliche Kriminelle gebe, will K. nicht annehmen, wohl aber gibt es einen gewissen Prozentsatz freiheitsunfähiger. Eingehend werden die Beobachtungsmethoden besprochen, die Bedeutung der Aussprache, der Besprechung von Briefen usw. Mit Nachdruck verweist K. wiederholt auf die ausschlaggebende Bedeutung der erzieherischen Persönlichkeit der Strafvollzugsbeamten, ohne welche ein Erfolg im Sinne einer „Heilung" nicht erreicht werden könne. Über Behandlung von „Krisen", des Negativismus u. dgl. werden sehr brauchbare Ratschläge erteilt, aus denen der Kenner die Vertrautheit K.s auch mit sonstigen heilpädagogischen und auch psychotherapeutischen Verfahrensweisen ersehen kann. Wenn über letztere nichts gesagt wird, so wohl darum, weil die Schrift eben in erster Linie für Beamte an Strafanstalten bestimmt ist. Den Abschluß bilden Bemerkungen über Zukunftsprobleme: Frage der Dauerverwahrung, der Sterilisierung, der Entlassenenfürsorge, in deren Behandlung, wie in den sonstigen Ausführungenen die Sachkenntnis K.s, aber auch sein lebendiger Kontakt mit der Wirklichkeit und sein warmes menschliches Fühlen deutlich sich ausprägen, Momente, welche die Lektüre erfreulich und vielfach auch für den Fachmann, auch den Arzt nutzbringend machen. R. Allers-Wien.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig